

1 Stellenwert der Wissenschaftstheorie für die Betriebswirtschaftslehre

Wer eine wissenschaftliche Arbeit zu einem **betriebswirtschaftlichen** Problem verfassen will, darf sich nicht nur mit den Methoden der Erkenntnisgewinnung auseinandersetzen, sondern muss u.a. auch den **Gegenstand** der Betriebswirtschaftslehre kennen, d.h. deren Entstehung, Aufgaben, Ziele usw. Dieser Schritt ist für den **Erkenntniszuwachs**, aber auch für die **Umsetzung** der Erkenntnisse in die Praxis sehr bedeutsam; denn nicht selten weichen Ergebnisse einschlägiger wissenschaftlicher Arbeiten (auch) deshalb voneinander ab, weil sie auf unterschiedlichen Annahmen, Begriffen bzw. methodischen Ansätzen beruhen (vgl. Lingnau 1995, S.124). Aus diesem Grund werden wir uns im Folgenden nicht nur mit grundlegenden Fragen der Wissenschaftstheorie, sondern auch mit dem Wesen der Betriebswirtschaftslehre auseinandersetzen.

1.1 Historische Entwicklung der Betriebswirtschaftslehre: ein kurzer Rückblick

Die ersten wissenschaftlichen Erkenntnisse, die man heute der Betriebswirtschaftslehre zurechnet, reichen weit in die **Vergangenheit** zurück, viel weiter jedenfalls als jene der Volkswirtschaftslehre, auch wenn deren Vertreter bisweilen den Irrtum verbreiten, ihre Wissenschaft sei – ganz im Gegensatz zur Betriebswirtschaftslehre – „alt ehrwürdig“ (vgl. zum Folgenden insbes. Schneider 1999, S.1ff.). Dieser „Altersunterschied“ ist einfach zu erklären: Während sich eine Volkswirtschaft „moderner Prägung“ (= Koordination weitgehend über den Markt; gezielte staatliche Wirtschafts- und Finanzpolitik) erst ab dem 17. / 18. Jahrhundert zu entwickeln begann, mussten **betriebswirtschaftliche Probleme** bereits vor Jahrtausenden gelöst werden, etwa auf Landgütern, bei der Verwaltung von Heeresbeständen oder in Handelsgesellschaften.

Das Wort „**Ökonomie**“ (griech. „oikonomia“) wurde vermutlich zwischen 500 und 429 v. Chr. eingeführt und bezeichnete damals „das vernünftige Gestalten aller mit dem Haus („oikos“) eines freien Bürgers zusammenhängenden Angelegenheiten“ (Schneider 1999, S.4; Singer 1958, S.46f.). Aristoteles (384 – 321 v. Chr.) unterschied zwischen **Ökonomik** (= natürliche Erwerbskunst) und **Chrematistik** (= Bereicherungskunst). Der griechische Phi-

losoph, der durch die Scholastik die abendländische Philosophie des Okzident und dessen Wissenschaftsverständnis wesentlich beeinflusst hat, bewertete den durch Handel erzielten Gewinn als unmoralisch und ordnete ihn deshalb der Chrematistik zu. Um dies verstehen zu können, muss man zwei Überzeugungen in Rechnung stellen:

- Aristoteles setzte das Wirtschaftsgeschehen mit einem **Nullsummenspiel** gleich, d.h. alles, was einer erwirbt, muss ein anderer verlieren. Das darin zum Ausdruck kommende pessimistische Menschen- und Weltbild hat viele ökonomische Theorien geprägt – und prägt sie mitunter noch bis heute, man denke etwa an Teile der Neuen Institutionenökonomie.
- Lange Zeit galt der Handel als **unproduktiv** (= Teilargument der Anti-Händler-Ideologie; vgl. z.B. Gümbel 1985, S.62ff.).

Weniger bedenklich erschien Aristoteles indessen, mit anderen Völkern „Geschäfte“ zu machen. Nur so jedenfalls lässt sich erklären, warum er Plünderungen im Gefolge von Feldzügen der Ökonomik zuordnete.

Die seit der Antike erhalten gebliebenen Schriften zur Ökonomie behandeln ein breites Spektrum an Beziehungen bzw. Tätigkeiten, die Menschen zur **Güterversorgung** pflegen bzw. bewerkstelligen mussten; neben Viehfütterung und Sklavenhaltung gehörten hierzu bspw. auch die Wahl der richtigen Ehefrau (!) und die Erfassung des Vermögens (vgl. Schneider 1999, S.5). Mit dem Niedergang des Römischen Reiches und den Wirren im Zuge der Völkerwanderungen fanden diese **Frühformen** des ökonomischen Denkens ein vorläufiges Ende. Erst der erblühende Textilhandel (in Oberitalien) und die Renaissance des römischen Rechtsdenkens setzten mehr als tausend Jahre später diese Entwicklung wieder in Gang (vgl. Schneider 1999, S.5).

In früheren Jahrhunderten begnügte sich die Disziplin mit der anfänglich erratischen, später systematischen Aufbereitung von Informationen, die vorzugsweise für Kaufleute bestimmt waren. Auch die Erarbeitung allgemeingültiger Richtlinien und Verhaltenskodizes nahm breiten Raum ein (vgl. Seyffert 1956, Sp.1000). Mit der sog. **Handlungswissenschaft** entwickelte sich gegen Ende des Mittelalters eine Ökonomik, die sich speziell mit den Fragen der **Kaufleute** auseinandersetzte. Zu den bedeutenden **Frühwerken**, in denen das Wissen (v.a. für Kaufleute) zusammengetragen wurde, gehören (vgl. Beltinger 1967)

- die Darstellung der doppelten Buchführung von Luca Pacioli (1494),
- das Lehrbuch zur „Handelskunst“ von Jacques Savary (1675) und
- das Kaufmannslexikon von Carl G. Ludovici (1752),

aber auch kritische Werke wie die „nothwendig und nützliche Fragen über die Kauffmannschaft“ von Paul Jakob Marperger (1714) oder die „Abhandlung über das Wesen des Handels im Allgemeinen“ von Richard Cantillon (1755). Freilich reicht die heutige Betriebswirtschaftslehre weit darüber hinaus.

Die ersten Einsichten in einzelne betriebswirtschaftliche Probleme wurden bis ins 19. Jahrhundert hinein allerdings weniger in den Wirtschaftswissenschaften (zu denen damals bspw. die Kameralwissenschaft und die Ökonomik zählten) gewonnen, sondern entstanden überwiegend „als Nebenprodukte ethischer bzw. rechtlicher und entscheidungslogischer Untersuchungen zu praktischen Problemen“ (Schneider 1999, S.2). Gottfried Wilhelm Leibniz etwa entwickelte 1682 die **Kapitalwertrechnung**, die er aus unbestrittenen Rechtssätzen gegen das Zinseszinsverbot ableitete. Mit der Begründung von Wahrscheinlichkeiten legte er überdies einen wichtigen Grundstein zur Theorie der **Entscheidungen unter Unsicherheit**.

Erst nach 1908, ein Jahrzehnt nachdem man in Deutschland die ersten Handelshochschulen errichtete, begannen Lehrer aus den Bereichen Buchhaltung und Handelskunde damit, jene wissenschaftliche Gemeinschaft zu entwickeln, die heute als „Betriebswirtschaftslehre“ bezeichnet wird, und die man damals „**Privatwirtschaftslehre**“ bzw. „**Handelswissenschaft**“ nannte (vgl. Schneider 1999, S.16). Ab 1912 wurde sie eigenständige Disziplin, nachdem sie sich anhand bestimmter Charakteristika (z.B. kaufmännische Techniken zur Kostenrechnung) von der Volkswirtschaftslehre abgrenzte. Dass man die „Privatwirtschaftslehre“ bereits Ende der 1920er Jahre in „**Betriebswirtschaftslehre**“ unbenannte, lässt sich gesellschaftspolitisch erklären: Während die Privatwirtschaftslehre bei manchen als „**Lehre vom Profit**“ verschrien war, klang der neue Name in den Ohren Vieler neutraler (vgl. Schneider 1999, S.18f.).

Trotz ihrer späten **Anerkennung** als wissenschaftliche Disziplin versteht sie sich heutzutage ganz selbstverständlich als (Wirtschafts-)Wissenschaft (vgl. Gutenberg 1957). Mit seinen „**Grundlagen der Betriebswirtschaftslehre**“ unternahm Erich Gutenberg (1951 / 1955) den ersten Versuch, die Betriebswirtschaftslehre in eine tragfähige, geschlossene Theorie einzubetten. Dabei hatte der Nestor einer Akademisierung der Disziplin Methoden und Erkenntnisse der neoklassischen Mikroökonomik aufgegriffen und auf die erstmals von E. Schmalenbach, H. Nicklisch und W. Rieger systematisch dargestellten betriebswirtschaftlichen Fragestellungen übertragen, man denke etwa an die Produktions- und Kostentheorie oder an die Preis / Absatz-Funktion.

Wöhe (1996) wertete Gutenbergs Werk gar als (vorläufigen) Schlusspunkt in der Entwicklung einer **Theorie der Betriebswirtschaftslehre**. Jedoch kritisierten bereits in den 1960er Jahren Fachvertreter – vorzugsweise anhand der vom **Kritischen Rationalismus** formulierten Argumente (vgl. hierzu Kap. 1.5.2.2) –, dass die von Gutenberg entwickelte Theorie bzw. die darin enthaltenen Aussagen und Modelle empirisch, d.h. in der Realität, nicht überprüfbar seien. Deshalb sprach Albert (1967, S.331) von „**Modell-Platonismus**“. Die entsprechende Auseinandersetzung hat jedoch in der Betriebswirtschaftslehre zahlreiche Entwicklungen befördert bzw. in Gang ge-

setzt, auf die im weiteren Verlauf dieses Buches zurückzukommen sein wird (vgl. Behrens 1993, Sp.4769), nicht zuletzt

- die empirische Forschung (vgl. Kap. 3.4 sowie Kap. 3.5),
- den Einfluss der Verhaltenswissenschaften auf die BWL (vgl. Kap. 1.3.3),
- die Akzeptanz des „Kritischen Rationalismus“ (vgl. Kap. 1.5.2.2).

1.2 Abgrenzung von Wissenschaft, Wissenschaftstheorie und wissenschaftlichem Arbeiten

Angeichts des wissenschaftlichen **Anspruchs**, den die Betriebswirtschaftslehre erhebt, ist es nur konsequent, dass all diejenigen, die sich mit dieser Disziplin auseinandersetzen, auch die „**Spielregeln**“ kennen, nach denen „ihre“ Wissenschaft funktioniert (vgl. Fülbi 2004, S.266; Chmielewicz 1994, S.6). Vor diesem Hintergrund werden im Folgenden die wesentlichen Elemente und Besonderheiten von Wissenschaft, Wissenschaftstheorie aber auch einige Charakteristika des wissenschaftlichen Arbeitens skizziert.

1.2.1 Wissenschaft

Wer sich mit WISSENSchaft bzw. WISSENSchaftstheorie beschäftigt, sollte zunächst klären, was unter Wissen zu verstehen ist. Von Intuition und Glauben unterscheidet sich dieses Konstrukt darin, dass entsprechende Meinungen, Positionen bzw. Aussagen beschrieben und **begründet** werden müssen. So betrachtete „bereits Platon Wissen als wahre, mit Begründung versehene Meinung“ (Fülbi 2004, S.266). Wissenschaft unterscheidet sich von Wissen auch darin, dass sie „ein systematisch geordnetes Gefüge von Sätzen“ (Raffée 1974, S.13) darstellt. Da die Ordnung der Sätze bzw. Aussagen systematisch und wohlüberlegt ist, ist auch nicht „jeder zufällige und isolierte Satz bereits Wissenschaft“ (Raffée 1974, S.13).

Abb. 1 verdeutlicht, dass mit Wissenschaft Verschiedenes gemeint sein kann (vgl. zum Folgenden insbes. Raffée 1974, S.13ff.).

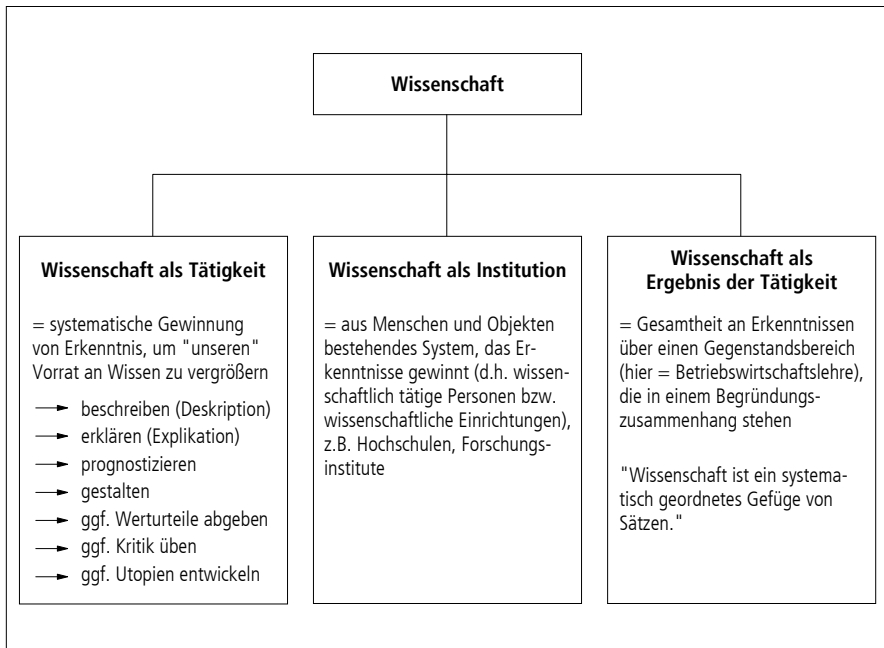
(1) Wissenschaft bezeichnet den **Prozess**, Erkenntnis systematisch zu gewinnen, um so „unseren“ Vorrat an Wissen zu vergrößern (= **Wissenschaft als Tätigkeit**). Auf diese Weise trägt sie letztlich dazu bei, dass „die Menschen“ das Leben besser gestalten bzw. bewältigen können.

Erkenntnisse zu gewinnen, indem man bspw. die in der Natur bzw. im menschlichen Zusammenleben beobachtbaren Ereignisse sammelt oder ordnet, ist an sich **nicht spezifisch** für eine Wissenschaft (weil tagtäglich **viele Menschen** entsprechend handeln). **Charakteristisch** ist vielmehr (vgl. Schnell u.a. 2005, S.49; Körner 1980, S.726), dass eine Wissenschaft dabei

- **systematisch** vorgeht (z.B. beim Beschreiben, Erklären) und
- reale Tatbestände dergestalt untersucht, dass auch **Dritte** diese jederzeit **nachvollziehen** und **kritisieren** können (= „intersubjektive Überprüfbarkeit“).

Außerdem sollen die wissenschaftlich gewonnenen Ergebnisse „**wahr**“ sein; den entsprechenden Wahrheitsgehalt prüft man, indem man die Erkenntnisse mit der **Realität konfrontiert** (vgl. Raffée 1974, S.29).

Abb. 1: Bedeutungen von Wissenschaft



Quelle: eigene Darstellung auf der Basis von Raffée (1974, S.13f.).

(2) Mit „Wissenschaft“ kann auch ein aus Menschen und Objekten bestehendes **System** gemeint sein, das Erkenntnisse gewinnt (= **Wissenschaft als Institution**).

(3) Schließlich bezeichnet Wissenschaft auch das **Ergebnis der Tätigkeit**, Wissen zu gewinnen, d.h. die Gesamtheit an **Erkenntnissen** über einen Gegenstandsbereich (z.B. Betriebswirtschaftslehre), die in einem **Begründungszusammenhang** stehen (vgl. Fülbi 2004, S.266). Der bereits geschilderte Versuch E. Gutenbergs, die Betriebswirtschaftslehre in eine tragfähige, geschlossene Theorie einzubetten, dient als Beispiel für einen solchen Begründungszusammenhang.

1.2.2 Wissenschaftstheorie

Dem Wortsinn nach ist Wissenschaftstheorie die „selbstverständliche Betrachtung dessen, was Wissenschaft ist und sein könnte“ (Frank 2003, S.289). Sie formuliert Aussagen über die Wissenschaft und beschäftigt sich mit

- dem Begriff,
- der Einteilung,
- den Erkenntnisprinzipien,
- den Methoden und Sprachen,
- den Voraussetzungen sowie mit
- den Zielen und Ergebnissen,

der einzelnen Wissenschaften. Die Wissenschaftstheorie gilt daher den einzelnen Substanzwissenschaften, wie Physik, Psychologie oder Soziologie, als „**Meta-Wissenschaft**“.

Die Wissenschaftstheorie hat sich im 19., insbesondere aber zu Beginn des 20. Jahrhunderts aus der allgemeinen **Erkenntnistheorie (Epistemologie)** heraus entwickelt, deren Anfänge bereits in der antiken griechischen Philosophie zu finden sind. Seit die Betriebswirtschaftslehre sie für sich „nutzbar“ gemacht hat, stand, wie folgendes Beispiel zeigt, die Wissenschaftstheorie des Öfteren im „Rampenlicht der ‚Scientific community‘“, des Öfteren aber auch im Schatten.

Rückblick

Bedeutung der Wissenschaftstheorie für die Betriebswirtschaftslehre: Ein ständiges Auf und Ab

„Seit Schmalenbachs berühmten Ausführungen über die „Privatwirtschaftslehre als Kunstlehre“ hat es viele Veröffentlichungen gegeben, in denen zum Gegenstand und zur Vorgehensweise der Betriebswirtschaftslehre Stellung bezogen wurde. Dabei standen allerdings zunächst wie auch bei Schmalenbach weniger methodologische Betrachtungen im Vordergrund. [...] Als in den fünfziger Jahren – in deutlicher Abkehr von Schmalenbachs ursprünglichen Vorstellungen – nachhaltige Bestrebungen einsetzten, die Betriebswirtschaftslehre als Wissenschaft zu etablieren, erschien eine Reihe von Aufsätzen über Forschungsziele und -methoden der Betriebswirtschaftslehre (Löffelholz 1952, Hax 1956, Moxter 1957). Auch ein so genannter „Methodenstreit“ fällt in diese Zeit (Mellerowicz 1952, Gutenberg 1953). In den sechziger Jahren führte der Ausbau der Betriebswirtschaftslehre an den Universitäten zu einem Legitimationsbedarf. Das galt einerseits für die Betriebswirtschaftslehre im Verhältnis zur bereits etablierten Volkswirtschaftslehre, andererseits für neue betriebswirtschaftliche Teildisziplinen – hier ist vor allem an die Organisationslehre und das Marketing zu denken – gegenüber den klassischen Kerngebieten des Fachs. Die Studentenbewegung der späten sechziger Jahre wie auch der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie lieferten vielfältige Gründe, um gegen die herrschenden Verhältnisse in der Disziplin zu opponieren. Vor die-

sem Hintergrund entwickelte sich bei einer Reihe von Nachwuchswissenschaftlern ein reges Interesse an methodologischen Reflexionen und einer daran anknüpfenden Neuausrichtung der Betriebswirtschaftslehre. In der Folgezeit führte diese Ausgangslage zu einer (kurzen) Blüte wissenschaftstheoretischer Betrachtungen in der Betriebswirtschaftslehre. Sie äußert sich nicht allein durch eine Reihe einschlägiger Sammelwerke und eine Vielzahl von Aufsätzen in Fachzeitschriften, sondern vor allem durch ein außerordentlich hohes Engagement der Autoren und emphatisch geführte Diskurse.

Ein weiterer Beleg für die Bedeutung der Wissenschaftstheorie kann in der Gründung der Kommission Wissenschaftstheorie (ursprünglich: „Wissenschaftstheoretischer Arbeitskreis“) im Verband der Hochschullehrer für Betriebswirtschaftslehre im Jahr 1973 gesehen werden. Es dauerte jedoch nur einige Jahre bis das Interesse an der Wissenschaftstheorie wieder merklich nachließ. [...] Über die Gründe für die abflauende Konjunktur der Wissenschaftstheorie kann hier nur spekuliert werden. Zum einen scheint es, dass sich die Anhänger der verschiedenen wissenschaftstheoretischen Schulen, hier ist vor allem an den Kritischen Rationalismus und den Erlanger Konstruktivismus zu denken, in teilweise apologetisch geführten Grabenkämpfen erschöpften – ohne sich angenähert zu haben oder gar eine gemeinsame Neuorientierung entwickelt zu haben. Auch mag bei manchen die Ahnung, dass die fortwährende Wiederholung der eigenen wissenschaftstheoretischen Überzeugungen irgendwann keinen Erkenntnisgewinn mehr zeitigt, eine ernüchternde Wirkung gezeigt haben. Die zunehmende Liberalisierung der Verhältnisse an den Universitäten – wie auch die Konzentration auf die eigene akademische Laufbahn – mögen ein übriges getan haben, um das Interesse an wissenschaftstheoretischen Auseinandersetzungen zu dämpfen.

Die hohe Zeit wissenschaftstheoretischer Betrachtungen in der Betriebswirtschaftslehre scheint also vorbei. [...] Es gibt allerdings in den letzten Jahren eine Reihe von Entwicklungen, die dafür sprechen, sich der Wissenschaftstheorie aus zum Teil geänderten Perspektiven wieder anzunähern.“

Quelle: Frank (2003, S.278f.).

Die Wissenschaftstheorie befasst sich u.a. mit dem **realen Verhalten** von Wissenschaftlern bzw. mit den in den entsprechenden Institutionen ablaufenden **Prozessen** (vgl. zum Folgenden insbes. Raffée 1974, S.17ff.).

- Die Wissenschaftsgeschichte **beschreibt** Prozesse und Institutionen der Wissenschaft.
- Wissenschaftspsychologie, -soziologie und -ökonomie **erklären** die Institution „Wissenschaft“ aus verschiedenen Perspektiven (z.B. psychologisch) und geben ggf. **Ratschläge** zur zweckmäßigen Organisation dieser Einrichtung sowie der dort ablaufenden Prozesse.

Wissenschaftstheorie beschäftigt sich aber auch damit, wie mit wissenschaftlichen Mitteln **Erkenntnisse gewonnen** werden können bzw. werden sollten.

- Die Wissenschaftslogik **analysiert** wissenschaftliche Aussagen in Bezug auf logische Struktur und logische Aspekte des empirischen Gehalts.

- Die Wissenschaftsmethodologie **entwickelt** und **begründet** neue Forschungsmethoden.
- Die Wissenschaftsphilosophie wiederum **erforscht** die Voraussetzungen für die Formulierung wissenschaftlicher Aussagen (z.B. Erkenntnistheorie).

Zu den zentralen Themen zählen dabei

- Definitionen (durch Aufzählung, Beispiele, Reduktionssätze usw.),
- Informationsgehalt (von deterministischen Aussagen, singulären Sätzen, statistischen Aussagen, je / desto-Sätzen usw.),
- Sätze (nomologische, probabilistische, singuläre, tautologische usw.),
- Sprache (formale-, Meta-, Objekt-Sprache usw.),
- Schlüsse (deduktive, induktive),
- Zeichen (definitive, deskriptive, logische usw.).

Wissenschaftstheorie entwickelt folglich Vorschläge, wie Wissenschaftler vorgehen sollten, damit sie die o.g. **Ziele** bzw. Aufgaben der Wissenschaft erreichen können. Als „Lehre von der systematischen Gewinnung von Erkenntnissen“ – d.h. als „**Lehre von der Wissenschaft**“ – wird sie bisweilen auch als „Wissenschafts-Wissenschaft“ (= „**Meta-Wissenschaft**“) oder als „Meta-Methodenlehre“ bzw. „**Methodologie**“ bezeichnet (vgl. Schnell u.a. 2005, S.50; Westermann 1987, S.7).

Schlagwort

Methodologie

Die verschiedenen Wissenschaften unterscheiden sich durch das, „was überprüft wird: ihren Gegenstand, und durch das, worin und womit etwas überprüft wird: die Methode. Es gibt Gegenstände, die in vielen Wissenschaften auftauchen, dort aber mit ganz verschiedenen Methoden überprüft werden. Ein Geldstück ist z.B. für einen Physiker in der Kriminaltechnischen Abteilung der Polizei ein ganz anders untersuchter Gegenstand als für einen Ökonomen. Es gibt Methoden, die in verschiedenen Wissenschaften Anwendung finden, und es gibt Gegenstände, die in verschiedenen Wissenschaften auftauchen. Eine Bibel ist z.B. für einen Theologen das Wort Gottes, für einen Kaufmann ein Produkt (Buch), für den Sprachwissenschaftler ein Text oder für den Soziologen ein soziales Symbol. Andererseits werden z.B. die statistischen Methoden in vielen Wissenschaften angewendet: in der Physik, Chemie, Medizin, Geographie, Ökonomie etc. Jede Wissenschaft ist darauf bedacht, ihre Methoden zu verfeinern. Deshalb gibt es in fast jeder Disziplin eine Methodenlehre. In der Ökonomie wird, wie in der Physik, häufig Mathematik verwendet. Jener Teil einer Wissenschaft, der sich nur mit den Methoden beschäftigt, wird auch manchmal als „reine“ Wissenschaft bezeichnet oder als „theoretische“ Wissenschaft. So gibt es die theoretische und die Experimentalphysik, es gibt die mathematische Ökonomie und die angewandte Ökonomie.“

Quelle: Brodbeck (1996, S.6).

1.2.3 Wissenschaftliches Arbeiten

1.2.3.1 Grundzüge

Ziel jeder wissenschaftlichen Arbeit (Seminar-, Studien-, Magister- und Diplomarbeit, Arbeitspapier, Dissertation, Habilitationsschrift oder sonstige wissenschaftliche Veröffentlichung) ist es, eine oder mehrere Forschungsfragen zu beantworten. So plausibel dieses Ziel auch ist, stellt sich dennoch die Frage, was man unter „wissenschaftlichem Arbeiten“ bzw. dessen Ergebnis (= wissenschaftliche Arbeit) konkret versteht. Selbst die Rechtsprechung hat eine entsprechende **Legal-Definition** formuliert, der zufolge „grundsätzliche Fragen oder konkrete Vorgänge methodisch in ihren Ursachen erforscht, begründet und in ihren Sinnzusammenhang gebracht werden“ müssen.

Hintergrund

„Wissenschaft“ und „wissenschaftliche Tätigkeit“ aus Sicht der Gerichte

Bundesverfassungsgericht

- Wissenschaftliche Tätigkeit: „Alles, was nach Inhalt und Form als ernsthafter planmäßiger Versuch zur Ermittlung der Wahrheit anzusehen ist. Dies folgt unmittelbar aus der prinzipiellen Unabgeschlossenheit jeglicher wissenschaftlichen Erkenntnis.“
- Wissenschaft: „Der gemeinsame Oberbegriff „Wissenschaft“ bringt den engen Bezug von Forschung und Lehre zum Ausdruck. Forschung als „die geistige Tätigkeit mit dem Ziele, in methodischer, systematischer und nachprüfbarer Weise neue Erkenntnisse zu gewinnen“ (Bundesbericht Forschung III BTDrucks. V/4335 S.4) bewirkt angesichts immer neuer Fragestellungen den Fortschritt der Wissenschaft; zugleich ist sie die notwendige Voraussetzung, um den Charakter der Lehre als der wissenschaftlich fundierten Übermittlung der durch die Forschung gewonnenen Erkenntnisse zu gewährleisten. Andererseits befruchtet das in der Lehre stattfindende wissenschaftliche Gespräch wiederum die Forschungsarbeit.“ (Auszug aus: *BVerfGE 35, 79: Hochschul-Urteil des Bundesverfassungsgerichts*)

Niedersächsisches Finanzgericht

- „Wissenschaftlich tätig ist [...] nicht nur, wer schöpferische oder forschende Arbeit leistet (reine Wissenschaft), sondern auch, wer das aus der Forschung hervorgegangene Wissen und Erkennen auf konkrete Vorgänge anwendet (angewandte Wissenschaft). Wissenschaftliches Arbeiten i.S. der angewandten Wissenschaft liegt aber nur dann vor, wenn grundsätzliche Fragen oder konkrete Vorgänge methodisch in ihren Ursachen erforscht, begründet und in einen Sinnzusammenhang gebracht werden, wie z.B. in einem wissenschaftlichen Gutachten über schwierige Fragen (BFH, Urteil vom 26. November 1992, IV R 109/90, BStBl 1993, 235, 236 m.w.N.; BFH, Urteil vom 27. Februar 1992, IV R 27/90, BStBl II 1992, 826, 829 m.w.N.). Eine Tätigkeit hat dann keinen wissenschaftlichen Charakter, wenn sie im wesentlichen in einer laufenden, mehr praxisorien-

tierten Beratung besteht (BFH, Urteil vom 3. Dezember 1981, IV R 79/80, BStBl II 1982, 267, 268 Ziffer 1; BFH-Urteil vom 27. Februar 1992, a.a.O., 829, Ziffer 2 c). Ob die Tätigkeit als wissenschaftlich anzusehen ist, richtet sich insbesondere danach, ob die mit den einzelnen Aufträgen gestellten Aufgaben einen Schwierigkeitsgrad erreichen, wie ihn wissenschaftliche Prüfungsarbeiten oder Veröffentlichungen aufweisen (BFH, Urteil vom 27. Februar 1992, a.a.O., 829 Ziffer 2 d, BFH-Beschluss vom 31. Mai 2000, IV B 13/99, BFH/NV 2000, 1460, 1461). Zu einer wissenschaftlichen Tätigkeit gehört ferner, dass sie von der Methode her nachprüfbar und nachvollziehbar ist (BFH, Urteil vom 27. Februar 1992, a.a.O., 830, Ziffer 2 e). (Auszug aus: *Urteil v. 28. Januar 2004, Az.: 2 K 579/00; Niedersächsisches Finanzgericht*)

Quellen: <http://www.oefre.unibe.ch/law/dfr/bv035079.html> sowie
http://www.nwb.de/finanzgericht/NFG/volltexte/2004/Januar/2_K_579_00.doc
 (Stand: 8. September 2006).

Aufzählen, unsystematische Beschreibungen, beispielhafte Argumentation u.ä. sind demnach **keine primär wissenschaftlichen** Leistungen, wenngleich sie selbstverständlich geeignet bzw. erforderlich sind, abstrakte Aussagen zu konkretisieren. Wie im weiteren Verlauf des Buches dargelegt wird, lehnt sich die Vorstellung davon, wie man wissenschaftlich arbeiten sollte, an eine wissenschaftstheoretische Position an, die man als „Kritischen Realismus“ bzw. als „**Kritischen Rationalismus**“ (vgl. z.B. Miller 1997; Albert 1991; Schanz 1988) bezeichnet (vgl. Nienhüser/Magnus 2003, S.1).

Ohne an dieser Stelle zu weit vorgreifen zu wollen, sind u.a. folgende Tätigkeiten Bestandteile einer wissenschaftlichen Arbeit:

- **Deskription**, d.h. den Ist-Zustand sozialer Phänomene (z.B. Unternehmen, Haushalte) **beschreiben** (d.h. definieren, klassifizieren usw.),
- **Explikation**, d.h. die für den Ist-Zustand verantwortlichen Ursachen **erforschen**, d.h. theoretisch **begründen** und / oder empirisch **analysieren**.

Zu den Aufgaben gehört auch, dass man mit Hilfe der einschlägigen Literatur den darin dokumentierten Wissensstand darstellt (beschreibt) bzw. die darin enthaltenen **Aussagen anderer Autoren** herausarbeitet und ggf. übernimmt (vgl. Nienhüser/Magnus 2003, S.9f.). Ein derartiges Vorgehen ist durchaus – entgegen landläufiger Meinung – eine eigenständige Leistung, es sei denn, man „kopiert“ kritiklos die Argumentation anderer Autoren. **Eigenständigkeit** zeigt sich etwa darin,

- dass man die von Dritten formulierten Aussagen **kritisch betrachtet** und bspw. auf **Plausibilität** prüft. Auf diese Weise kann ein wissenschaftlich Arbeitender „gute“ von „schlechter“ Forschung bzw. „wahre“ von „falschen“ Aussagen unterscheiden.
- dass man Teile der eigenen Aussagen und Argumente mit Aussagen bzw. empirischen Ergebnissen Dritter **untermauert**, d.h. verschiedene Aussa-

gen verknüpft und zu einer oder mehreren **Argumentationsketten** zusammenfügt.

Auch aus **forschungsökonomischer** Sicht ist es zweckmäßig und sinnvoll, das von anderen generierte Wissen aufzugreifen und zu verarbeiten. Man muss das Rad ja nicht jedes Mal neu erfinden!

Um tatsächlich von „wissenschaftlichem Arbeiten“ sprechen zu können, müssen mehrere **Kriterien** erfüllt sein. Die wichtigsten davon finden sich in folgender Übersicht.

Praxis	Qualitätskriterien einer wissenschaftlichen Arbeit (z.B. Studien- / Diplomarbeit) (Auszug)
--------	---

Inhalt (Bedeutung für die wissenschaftliche Arbeit = ca. 70%)

- Qualität der recherchierten Literatur
- Logischer Aufbau der Arbeit
- Analyse der Themenrelevanz
- Abgrenzung / Zielsetzung der Arbeit
- Eindeutige Verwendung der Begriffe (durch präzise Definition und konsequente, konsistente Benutzung)
- Diskussion des ‚State of the Art‘ (= Stand des verfügbaren Wissens) incl. kritischer Würdigung der theoretischen und empirischen Befunde
- Verwendung von Aussagen (z.B. Fundieren / Belegen von Aussagen, Themenbezug der Aussagen, Objektivität z.B. im Umgang mit Zitaten, Schlüssigkeit der Argumentation, Vermeiden von Tautologien)
- Ableitung von Konsequenzen (für Unternehmen und Wissenschaft)
- Zusammenfassung und Ausblick

Stil (= ca. 20%)

- „Die Verben nicht sterben“ lassen (Substantivierung vermeiden)
- Aktiv- statt Passivformulierungen
- Anzahl / Auswahl der Adjektive
- Keine bürokratischen / journalistischen Formulierungen, keine Floskeln
- Keine Redundanz / keine Pleonasmen („weiße Schimmel“)
- „Lebendigkeit“ der Präsentation durch Wahl der Abbildungen und Sprache, z.B. Wortwahl, Sprachbilder, Länge / Abwechslung der Sätze
- Wissenschaftliche („gewählte“) Diktion (d.h. Verwendung von Fachtermini, ...)
- Qualität der Beispiele zur Konkretisierung von Aussagen
- Transparenz / Übersichtlichkeit durch stringenten (z.B. entscheidungslogischen) Aufbau
- Verständlichkeit / Sprachlogik

Form (= ca. 10%)

- Gesamteindruck („schlampig“ vs. ordentlich)
- Konsistenz der Gliederung

- Qualität der Präsentation (z.B. Abbildungen, Tabellen)
- Quellenangabe im Literaturverzeichnis (v.a. fehlerfreie Angabe der Quellen, Vollständigkeit, Einheitlichkeit / Konsistenz, übersichtliche Darstellung)
- Rechtschreibung, Grammatik, Zeichensetzung
- Satzformatierung (z.B. Zeilenabstand)
- Übersichtlichkeit / Hervorhebungen (z.B. durch Fettdruck, Kursivschrift, Absätze, Aufzählungen)
- Zitierweise im Text (Nachprüfbarkeit der Aussagen)

Wohl niemand wird bestreiten, dass der **Inhalt** einer wissenschaftlichen Arbeit maßgeblich für deren **Qualität** verantwortlich ist. Aus diesem Grund wird dieser zentrale „Baustein“ auch im Mittelpunkt dieses Buches stehen.

Aber: Wie bei allen schriftlichen Leistungen sind auch hier **Inhalt** und **Form** bzw. **Inhalt** und **Stil** (untrennbar) miteinander verwoben. Demnach hängt die Qualität einer Arbeit auch davon ab, ob der Autor dem Leser den Inhalt seiner Aussagen in einer sprachlich (logisch, formal, ästhetisch) angemessenen Form vermitteln kann. Neben den primär wissenschaftlichen Kriterien (z.B. Güte der Aufarbeitung der vorliegenden Literatur, Nachvollziehbarkeit und Überzeugungskraft der Argumentation) beeinflussen folglich auch Orthographie, Zeichensetzung und Stil (z.B. sprachliche Prägnanz, Anschaulichkeit, Variabilität der Sprache) die Qualität der Leistung.

1.2.3.2 Ein typisches „Missverständnis“

Wer in wissenschaftlichen Publikationen stöbert, gewinnt bisweilen den Eindruck, dass manche Autoren der festen Überzeugung sind, die Qualität der Arbeit komme besonders gut zur Geltung, wenn man

- möglichst viele **Fremdwörter** verwendet (Der Text soll ja „gut klingen“!),
- einen **spröden, möglichst „staubtrockenen Wissenschaftsstil“** wählt – kombiniert mit umständlichem (und häufig missverständlichem) „**Verwaltungsdeutsch**“ (z.B. „die Bewerkstelligung des empirischen Datenerhebungsprozesses seitens des Autors“),
- **komplexe Sätze** formuliert, deren Inhalt „ja nur Wissenschaftler und andere Experten verstehen sollen“.

Aber: Das Gegenteil ist der Fall!

Ein flüssiger, anschaulicher und abwechslungsreicher Stil hilft auch bei einem wissenschaftlichen Text, die darin enthaltenen Informationen leichter und prägnanter zu vermitteln. Dies wiederum steigert beim Leser die Freude am

Text. Wer bspw. im „Journal of Marketing“, einer der renommiertesten wissenschaftlichen Zeitschriften, publizieren will, muss zahlreiche Kriterien erfüllen. So achtet der Autorenbeirat zum einen natürlich insbesondere auf

- die **Qualität** der Aussagen (z.B. Wissensfortschritt),
- die **Methodik** (z.B. Forschungsmethoden, Größe / Qualität der Stichprobe) und
- die **logische Stringenz** der Aussagen (z.B. Konsistenz von Argumentation und daraus abgeleiteten Konsequenzen).

Wesentlicher Bestandteil der ‚Peer review‘ (= Begutachtungsverfahren), an dessen Ende die besten Beiträge ausgewählt werden, ist zum anderen aber auch die **Darstellung**. Deren Qualität beurteilen die Gutachter anhand von

- **Sprache** und **Stil** (d.h. die Sprache sollte angemessen, korrekt, klar, präzise und grammatisch einwandfrei sein),
- **Klarheit** und **Angemessenheit** der Abbildungen bzw. Tabellen,
- dem generellen **Niveau der Darstellung**, das kultiviert, elegant und ‚sophisticated‘ sein sollte.

Angesichts der zahlreichen anspruchsvollen Kriterien verwundert es nicht, dass etwa 95% der eingereichten Beiträge abgelehnt werden. Freilich strebt nicht jeder Autor gleich eine Publikation im „Journal of Marketing“ oder in einer anderen herausragenden Fachzeitschrift (s. hierzu Kap. 3.2.1.2) an; dennoch gilt: Wer anderen eine Botschaft (hier = neue Erkenntnisse) vermitteln will, sollte seine Gedankengänge möglichst interessant darstellen und es seinen Lesern erleichtern, den Inhalt nachzuvollziehen, zu verstehen und zu prüfen. Deshalb ist neben dem Inhalt auch der Stil ein sehr bedeutsames **Gütekriterium**. Weitaus **weniger wichtig** als viele gemeinhin glauben, ist hingegen ein perfektioniertes Layout (bzw. Erscheinungsbild), was allerdings nicht bedeutet, dass die Form irrelevant wäre. Denn wohl keiner wird bestreiten, dass auch eine ansprechende Darstellung Verständnis und Nachvollziehbarkeit einer wissenschaftlichen Arbeit zugute kommt.

1.3 Einordnung der Betriebswirtschaftslehre in die Wissenschaft

1.3.1 Abgrenzung von anderen Wissenschaften

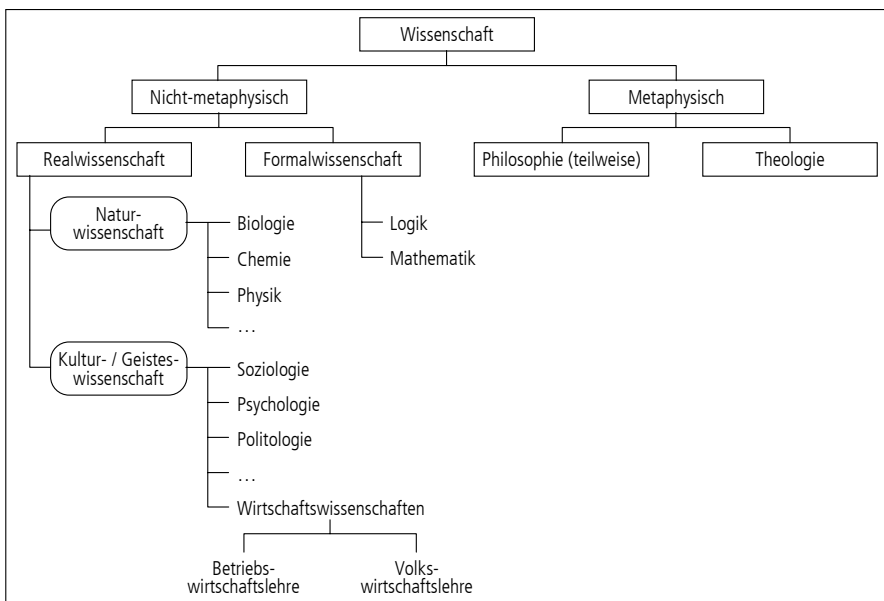
Wer sich von anderen abgrenzen will, muss zunächst sich selbst – und seine Existenzberechtigung – kennen. Mit Blick auf Wissenschaftsdisziplinen spricht man in diesem Zusammenhang gewöhnlich von dem „**Erfahrungsobjekt**“. Dieses konkretisiert jenen Ausschnitt der Realität, mit welchem sich die fragliche Disziplin wissenschaftlich auseinandersetzt (und sich damit von anderen Wissenschaften unterscheidet). Allerdings offenbart sich ein ebenso breites wie **heterogenes Meinungsbild** darüber, was in der Wirtschaftswis-

senschaft im Allgemeinen und in der Betriebswirtschaftslehre im Besonderen als Erfahrungsobjekt gilt.

(1) Wissenschaften lassen sich bspw. in **Formal-** und **Realwissenschaften** unterteilen (vgl. Abb. 2). Zu den Formalwissenschaften gehören v.a. die Logik (sie untersucht, wie man konsistent argumentieren kann), die Mathematik (sie umfasst alle formalen Aussagensysteme) sowie die Wissenschaftstheorie. Während sich die Formalwissenschaften vorzugsweise mit Methoden beschäftigen, setzen sich Realwissenschaften, wie die Betriebswirtschaftslehre, mit realen Phänomenen (z.B. **Unternehmen, wirtschaftende Personen**) auseinander. So gesehen könnte man „**reale Phänomene**“ als Erfahrungsobjekt der Betriebswirtschaftslehre identifizieren (vgl. z.B. Hauschildt/Grün 1993). In der Betriebswirtschaftslehre sind dabei **zwei Abgrenzungen** verbreitet (vgl. Behrens 1993, Sp.4767f.; Schneider 1981):

- der **Betrieb** als Wirtschaftseinheit und
- der Umgang mit **knappen Gütern**, d.h. das auf Tausch ausgerichtete wirtschaftliche Handeln, um Einkommen zu erzielen.

Abb. 2: Einordnung der Betriebswirtschaftslehre in die Wissenschaften



Quelle: Raffée (1974, S.23); modifiziert.

Letzteres findet (als Erfahrungsobjekt) mittlerweile breitere Akzeptanz (vgl. Fülbi 2004, S.266). Ein solcherart abgegrenztes Erfahrungsobjekt ist allerdings sehr allgemein und unspezifisch, so dass sich grundsätzlich verschiede-

ne Wissenschaften damit auseinandersetzen könnten – neben der Betriebswirtschaftslehre z.B. auch die Soziologie oder die Rechtswissenschaften. Vor diesem Hintergrund bietet es sich an, den Blick stärker auf das **eigentlich Besondere** der Wirtschaftswissenschaften zu richten. Erst indem man das **Erfahrungsobjekt** mit Hilfe sog. **Identitätsprinzipien** noch genauer spezifiziert und weiter eingrenzt, wird daraus ein **Erkenntnisobjekt**. So könnte man bspw. festlegen, dass nicht Betriebe an sich analysiert werden, sondern nur solche, die auf **Gewinnmaximierung** ausgerichtet sind.

Schlagwort

Was Natur- und Geisteswissenschaften unterscheidet

„Die Betriebs- und Volkswirtschaftslehre (allgemein: „Ökonomie“) ist Teil der Sozialwissenschaften. Nach einer alten Trennung zählen sie zu den „Geisteswissenschaften“, im Unterschied zu den Naturwissenschaften. Der Charakter, eine Wissenschaft zu sein, wird der Ökonomie zwischenzeitlich kaum noch abgesprochen, allerdings blicken die Naturwissenschaftler immer noch etwas naserümpfend auf die „weichen“ Wissenschaften, die es nicht mit „harten facts“ zu tun haben. Das ist weitgehend ein Missverständnis, das auch viele Ökonomen – in einer Art von schlechtem Gewissen – teilen. Sie tragen aber auch oftmals selbst zu diesem Missverständnis bei, wenn sie dem (hier verkehrten) Ideal der Naturwissenschaften nachzueifern trachten. Wenn ein Astronom eine Mondfinsternis voraussagt, dann läßt sich dies sehr genau prognostizieren. Es ist dem Mond gleichgültig, ob man seine Verfinsterung von irgendeiner Ecke des Universums aus sieht oder nicht. Wenn aber ein Ökonom eine Prognose macht, dann bezieht sich das auf menschliches Verhalten. In der sozialen Welt gibt es so etwas wie eine „sich selbst erfüllende Prophezeiung“. Wenn alle Anleger auf dem Börsenparkett an einen Kurssturz glauben und deshalb verkaufen, dann werden die Kurse fallen. Prognosen in der Ökonomie haben also einen ganz anderen Charakter als in den Naturwissenschaften. Wenn die Prognosen scheitern – was sie oftmals tun –, dann liegt das nicht nur daran, daß die Gesetze in der Menschwelt sehr variabel und veränderlich sind, es liegt auch daran, daß die Prognosen von den Wirtschaftseinheiten selbst für ihre Pläne benutzt werden. Scheiternde Prognosen sind also ein Ausdruck der Entscheidungsfreiheit. Der Mond hat keine Entscheidungsfreiheit, deshalb kann man sein Verhalten sehr genau berechnen. Bei Menschen, bei sozialem Verhalten ist das eben anders. Die Ökonomie als Wissenschaft ist nicht „weicher“, sie ist nur anders als die Naturwissenschaft.“

Quelle: Brodbeck (2001).

(2) Die Realwissenschaften wiederum lassen sich einteilen in **Kultur- und Naturwissenschaften**. Kultur („cultura animi“) bezeichnet dabei – vereinfacht gesprochen – das von Menschen originär Geschaffene oder absichtlich Gepflegte, wohingegen die Natur „selbst entstanden“ ist. Anstelle von „Kultur“-wissenschaften spricht man bisweilen auch von „Geistes“-wissenschaften.

Dieser Einteilung zufolge wäre nicht die Materie („res extensa“; = Erfahrungsobjekt der Naturwissenschaften), sondern der **menschliche Geist** („res cogitans“) das Erfahrungsobjekt der „Geistes“wissenschaften – und damit auch der Betriebswirtschaftslehre (vgl. Fülbiel 2004, S.266). Nicht minder plausibel wäre es allerdings, wenn man „Kultur“ – und mithin das „**von Menschen Geschaffene**“ – als Erfahrungsobjekt wertete.

„Food for thought“

Betriebswirtschaftslehre als spezielle „Kultur“-wissenschaft?

Es ist „unbedingt erforderlich, daß die BWL eine sehr viel höhere Sensibilität gegenüber kulturellen Einflußfaktoren entwickelt und daß in die Informations-, Entscheidungs- und Gestaltungskonzepte sowie in der betriebswirtschaftlichen Theoriebildung kulturelle Aspekte einbezogen und reflektiert werden, ja zum beherrschenden Theorieansatz in der BWL werden. Der Kulturschock bewirkt, daß sich in der BWL verstärkt der Prozeß zur Psychologisierung und zur Soziologisierung durchsetzen wird, ob dies den Betriebswirten passen wird oder nicht. Die BWL wird sich vor dem Hintergrund dieser Entwicklung insoweit verändern, als sie in ihrem theoretischen Selbstverständnis dann nicht mehr eine angewandte Naturwissenschaft darstellt, sondern zu einer spezialisierten Kulturwissenschaft wird, die gerade in dieser Ausformung ein wichtiges Zukunftspotential sowohl für das Fach, aber darüber hinaus auch für die Unternehmen und für die Gesellschaft insgesamt bildet.“

Quelle: Meissner (1997, S.11f.).

1.3.2 Abgrenzung von Volks- und Betriebswirtschaftslehre

Weitaus schwieriger ist es, die Erfahrungsobjekte von Volks- und Betriebswirtschaftslehre zu differenzieren. Dies gilt insbesondere für die in der Volkswirtschaftslehre angesiedelte **Mikroökonomik**, die sich mit den „**Aktivitäten der einzelnen Wirtschaftseinheiten**“ (Raffée 1974, S.24) auseinandersetzt, zu denen neben den privaten Haushalten bzw. Konsumenten und dem Staat auch die Unternehmen gehören. Deren wirtschaftliches Handeln aber ist auch Gegenstand der **Betriebswirtschaftslehre**, weshalb es schwer fällt, v.a. die Mikroökonomik eindeutig abzugrenzen bzw. zuzuordnen. Raffée (1974, S.25) legte deshalb bereits in den 1970er Jahren nahe, Mikroökonomik und Betriebswirtschaftslehre gleichzusetzen. Deren Erfahrungsobjekt ist demnach die „**einzelwirtschaftliche Betrachtung der Dispositionen über knappe Güter**“. Diese Position greift allerdings zu kurz, da zur Mikroökonomie auch die Mikrotheorie der Haushalte (= Haushaltstheorie) und die Mikroökonomie des Staates (= Teilbereich der Finanzwissenschaften) gehören.

1.3.3 Ähnlichkeiten und Schnittmengen mit benachbarten Wissenschaftsdisziplinen

Die Identität der wissenschaftlichen Disziplin Betriebswirtschaftslehre ist in den vergangenen Jahren insbesondere auch vor dem Hintergrund des wachsenden Einflusses der **Verhaltenswissenschaften** diskutiert worden (vgl. Behrens 1993, Sp.4768). Zunächst glaubte bzw. forderte man, „das traditionelle Erkenntnisobjekt der Betriebswirtschaftslehre muß [bzw. darf] durch die Berücksichtigung von Erkenntnissen der formalen Entscheidungstheorie, der Verhaltenswissenschaften (Soziologie, Psychologie, Sozialpsychologie), der Ingenieurwissenschaften (Kybernetik), der Volkswirtschaftslehre, der Arbeitswissenschaften und des Arbeitsrechts nicht tangiert werden, wenn diese Disziplinen als **Hilfswissenschaften** zur Lösung betriebswirtschaftlicher Fragestellungen herangezogen werden“ (Wöhe 1985, S.36). Tatsächlich aber bildet die Betriebswirtschaftslehre heutzutage zahlreiche Schnittmengen mit **benachbarten Wissenschaftsdisziplinen**, nicht zuletzt mit Soziologie, Psychologie und Rechtswissenschaft. Dieser Umstand veranlasste Wissenschaftler, wie Albach (1991, S.3), bereits zu Beginn der 1990er Jahre zu der Klage: „Die Lektüre manchen Lehrbuchs der Betriebswirtschaftslehre vermittelt nicht unbedingt den Eindruck, dass es sich um eine ökonomische Disziplin handle. In manchem Lehrbuch der Organisationslehre, des Personalwesens und des Marketing kommt das Wort Kosten seltener vor als das Wort Verhalten.“

Nicht zuletzt aus diesem Grund gab es in der Vergangenheit weitere Versuche, das Erkenntnisobjekt der Betriebswirtschaftslehre stärker ein- bzw. abzugrenzen, indem man **zusätzliche Identitätsprinzipien** einführte, z.B.

- **Gewinnmaximierung** als erwerbswirtschaftliches Prinzip oder
- **rationales Verhalten**.

Derlei Abgrenzungsversuche sind allerdings nicht trennscharf und – wie folgendes Beispiel eindrucksvoll belegt – auch nur bedingt geeignet (bzw. realistisch!). Weitere Beispiele und Begründungen der „**subjektiven Rationalität**“ menschlicher Entscheidungen finden sich zuhauf (vgl. z.B. Engelhard 1999), wobei insbesondere die Analysen von Kahneman/Tversky (1982) Berühmtheit erlangten.

„Food for thought“

Der „rational agierende Mensch“ als Fiktion

„Auswählen als Dauerzustand – Aktien, elektronische Dienste, Aufträge, Jobs, Fernsehprogramme, Bildungsangebote. [...] Damit ließe sich noch locker umgehen, wenn der Mensch wenigstens halb so rational wäre, wie es die ökonomische Theorie annimmt. Wenn mehr für ihn stets besser wäre. Wenn er seine vielen Optionen tatsächlich gegeneinander abwägen würde. Doch so ist er nicht, wie Forscher wis-

sen, die sich den Menschen als Entscheidungswesen näher angeschaut haben. Und wenn wir uns selbst betrachten, müssen wir ihnen recht geben.

Entscheidungen würden nicht gemacht, sie „quellen auf“, sagt Reinhard Selten: „Wir können die eigene Entscheidung nicht voll verstehen und nicht ganz kontrollieren.“ Jahrzehntlang hat der Bonner Nobelpreisträger für Ökonomie in Experimenten getestet, wie Menschen sich etwas aussuchen. Resultat: Entscheidungen sind nicht nur von Stimmungen abhängig, sondern auch von der Reihenfolge, in der die Optionen wahrgenommen werden – egal, ob es sich um Socken oder Strategien handelt.

Entscheidungen sind beeinflusst davon, wieviel wir schon in eine Lösung investiert haben, und das sollte für ein rationales Wesen nichts bedeuten. Menschen mögen mitunter gar Produkt A lieber als B, dieses lieber als C, aber C wieder lieber als A – rational ein Unding, für unsereins ganz normal. Und dieses Verhalten läßt sich nicht abstellen oder abtrainieren, wie der Psychologe Daniel Kahneman und seine Mitstreiter ein um das andere Mal herausgefunden haben. Dahinter stehen über Jahrtausende eingeübte Muster, vielleicht sogar neuronale Verbindungen im Hirn. Wir sind nicht in der Lage, rational mit Wahrscheinlichkeiten umzugehen; deshalb können wir auch nicht verlässlich bestimmen, was unseren Zielen am ehesten entspricht.

Oft versuchten die Menschen, ihr Verhalten im nachhinein als rational zu erklären, meint Reinhard Selten – aus Mangel an Einsicht in die eigenen Motive und Unzulänglichkeiten. Doch sei es wichtig, genau damit seinen Frieden zu machen. Diesen Frieden zu finden ist schwer. Denn um die Sonnenseiten der neuen Ökonomie zu nutzen, müßten wir kontinuierlich die eigene Entscheidung überprüfen und optimieren. Es gehört nicht viel Verwegenheit zu der Vermutung, daß dann andere Teile der Persönlichkeit an Gewicht verlieren – das Verlangen nach Autonomie zum Beispiel.“

Quelle: Heuser (1999, S.47).

Zahlreiche Forschungsbemühungen in Fachbereichen wie Marketing, Personal, Organisation oder jüngst in der Finanzwirtschaft („**Behavioral Finance**“) belegen, dass sich die betriebswirtschaftliche Forschung immer stärker interdisziplinär ausrichtet – und im Übrigen auch ausrichten muss. Einige Beispiele mögen hier genügen:

- Bereits Ende der 1960er Jahre begründete Werner Kroeber-Riel im deutschsprachigen Raum die **verhaltenswissenschaftliche Schule** (vgl. Forschungsgruppe Konsum und Verhalten 1994; Kroeber-Riel 1975). Deren Aufmerksamkeit gilt und galt weniger den kognitiven, als vielmehr den aktivierenden und emotionalen Facetten des Verhaltens von Nachfragern.
- Der Denktradition der **Verhaltenswissenschaften** war auch Staehle (1999) verpflichtet, der sein Lehrgebiet (Unternehmensführung und Management) ebenfalls nicht aus der klassischen betriebswirtschaftlichen Perspektive analysierte.

„Food for thought“

„Behavioral Finance“

„An der Börse spricht man von „Hausfrauen-Hausse“, wenn Anfänger und Kleinanleger – zumeist zu spät – vermehrt investieren. Aber nicht nur sie; auch und gerade Fonds-Manager treffen regelmäßig vorhersagbare Fehlentscheidungen. Diese sind systematisch und im übrigen derart gravierend, daß man sie nicht als letztlich vernachlässigbare Abweichungen vom neo-klassischen Rationalitätsmodell hinnehmen kann, sondern selbst als Forschungsobjekt betrachten sollte. Der **verhaltensorientierte** Zweig der Kapitalmarktforschung, der diese Aufgabe übernommen hat, identifizierte u.a. folgende Anomalien (vgl. z.B. Oehler 1992):

- Dem **Konjunktionsfehler** erlagen in einem Experiment Fonds-Manager, Finanzanalytiker und Aktienhändler gleichermaßen: Er besagt, daß plausibel miteinander verbundene Vorgänge bzw. Ereignisse für besonders wahrscheinlich gehalten werden. Im vorliegenden Fall sorgte dieser Effekt bspw. dafür, daß die Befragten das Ereignis „Dow Jones und Nikkei Index sinken bis Jahresende“ für wahrscheinlicher hielten als jedes der beiden Einzelereignisse für sich genommen. Da es sich hierbei aber um eine bedingte Wahrscheinlichkeit handelt, müßte die Gesamtwahrscheinlichkeit rationalerweise geringer sein als jede der Einzelwahrscheinlichkeiten.
- Der **Dispositionseffekt** sorgt dafür, daß Aktien, die sich nach dem Kauf positiv entwickelt haben, risikoavers, „Verlierer“ aber risikofreudig behandelt werden. Während insb. Privatanleger Gewinner-Aktien in einer Art von magischem Denken („das kann auf Dauer nicht gut gehen“, „man soll nicht unmäßig sein“) häufig vorschnell, d.h. ohne Bezug zu fundamentalen Daten oder chart-technischen Signalen verkaufen, behandeln sie Aktien, deren Kurs gefallen ist, zumeist ganz anders, nämlich risikofreudig: Obwohl keine Trendwende zu erkennen ist, im Gegenteil, die Nachrichtenlage einen weiteren Kursverlust wahrscheinlich erscheinen läßt, wird an dieser Aktie festgehalten. Psycho-logisch ermöglicht dies, den „Verlust nicht realisieren“ und damit eine Fehlentscheidung eingestehen zu müssen. Offensichtlich orientieren sich die meisten Anleger nicht an der Gesamttrendite ihres Portfolios, sondern versuchen, einen Verlust mit ein und derselben Aktie wieder zu kompensieren. Dies ermöglicht es ihnen, ihre Kontroll-Illusion aufrecht zu erhalten, d.h. vor sich selbst und anderen auch weiterhin als Kenner der Materie zu gelten, der sich auch im Einzelfall nicht irrt. Vielen Menschen ist dieser subjektive Nutzen weitaus wichtiger als die Möglichkeit, die durch den Verkauf des Verlustbringers wieder verfügbaren Mittel für den Kauf aussichtsreicherer Wertpapiere einsetzen und so den Verlust indirekt ausgleichen zu können.
- Vorzugsweise männliche Anleger neigen zu **„over-confidence“**: Sie überschätzen ihre Urteilsfähigkeit. Paradoxerweise ist aber gerade dieser Effekt für die Funktionsfähigkeit der Börse unabdingbar. Warum sonst sollten auf diesem Markt so viele Käufer und Verkäufer zusammenkommen, wenn nicht in der festen Überzeugung, cleverer zu sein als die meisten anderen?
- Die Mehrzahl der Anleger betreibt auch **keine systematische Risikostreuung**; denn sonst müßten sie in ihrem Portfolio verschiedene Anlageformen und -

regionen berücksichtigen. Vielmehr ist der ‚**home bias**‘ weit verbreitet: Wertpapiere von heimischen (d.h. vertrauten) Unternehmen werden übergewichtet. Dies wiederum verstärkt die Abhängigkeit von der Binnenkonjunktur, die sowohl das Arbeitseinkommen der Anleger als auch deren Kapitaleinkünfte überproportional beeinflusst.“

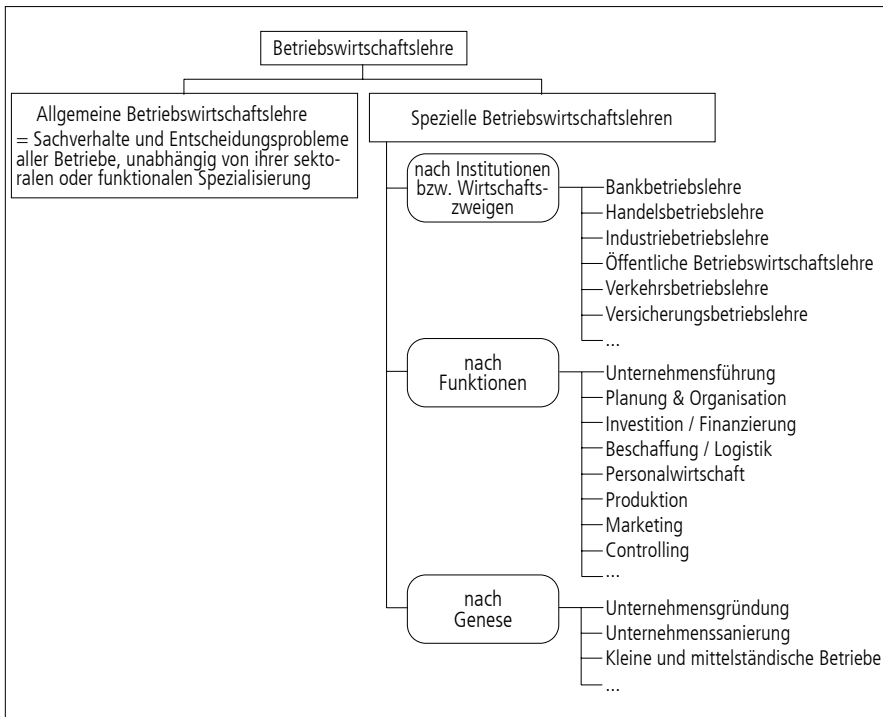
Quelle: Müller/Kornmeier (2002a, S.458f.).

Wegen der zahlreichen Überschneidungen mit anderen Disziplinen fordern manche Fachvertreter (vgl. z.B. Deters 1990; Schneider 1983; 1981), die Betriebswirtschaftslehre dürfe ihr **traditionelles Erkenntnisobjekt** nicht aufgeben. Da heute niemand mehrere Wissenschaften gleichzeitig beherrschen könne (z.B. Betriebswirtschaftslehre **und** Psychologie oder Betriebswirtschaftslehre **und** Soziologie), sei die Qualität der entsprechenden Forschung nicht gut genug (sog. **Dilettantismus-Debatte**). Deshalb sollte die Betriebswirtschaftslehre ihr Erkenntnisobjekt auf ökonomische Fragestellungen begrenzen (vgl. Behrens 1993, Sp.4768). Natürlich ist die von Schneider (1983) zu Beginn der 1980 Jahre angesprochene Gefahr des Dilettantismus nicht von der Hand zu weisen. Fraglich aber ist, ob es besser wäre, wenn sich stattdessen andere Disziplinen (z.B. Psychologie, Soziologie) des **vakanten** Überschneidungsbereichs annähmen. Und wenn sie dies täten: Woher stammt deren **Kompetenz** in Betriebswirtschaftslehre?

1.3.4 Allgemeine und Spezielle Betriebswirtschaftslehren

Die Betriebswirtschaftslehre an sich wird unterteilt in Allgemeine Betriebswirtschaftslehre und Spezielle Betriebswirtschaftslehren. Seit Beginn der 1970er Jahre wirkt man verstärkt darauf hin, die **Speziellen Betriebswirtschaftslehren** auszubauen. Dabei gab man die früher übliche **institutionelle Gliederung** (= nach Wirtschaftszweigen), z.B. Industriebetriebslehre, Bankbetriebslehre, Öffentliche Betriebswirtschaftslehre, Versicherungsbetriebslehre (vgl. Abb. 3), weitgehend auf, um sie überwiegend durch eine Gliederung zu ersetzen, die den **einzelnen Unternehmensfunktionen** Rechnung trägt, z.B. Beschaffung, Logistik, Marketing, Produktion usw. (vgl. Schneider 1999, S.22f.). Vereinzelt orientieren sich Spezielle Betriebswirtschaftslehren an der **Genese** der Unternehmen (vgl. Abb. 3), man denke etwa an Unternehmensgründung oder -sanierung oder an die Betriebswirtschaftslehre kleiner und mittelständischer Unternehmen. Während einige Spezielle Betriebswirtschaftslehren, wie Organisation, Personal, Unternehmensführung oder Marketing, sich immer stärker zu **interdisziplinären Managementwissenschaften** entwickeln, die nicht nur Wissen schaffen, sondern auch **Gestaltungsempfehlungen** geben, konzentrieren sich andere Teilbereiche, z.B. Investition oder Finanzierung, stärker darauf, **Modelle** und **Theorien** zu **entwickeln**, etwa zum Kapitalmarktgleichgewicht.

Abb. 3: Allgemeine und Spezielle Betriebswirtschaftslehren



Im Gegensatz zu den Speziellen Betriebswirtschaftslehren befasst sich die **Allgemeine Betriebswirtschaftslehre** grundsätzlich mit jenen Sachverhalten und Entscheidungsproblemen, die alle Betriebe – unabhängig von ihrer sektoralen oder funktionalen Spezialisierung – bewältigen müssen (vgl. Abb. 3). Bea u.a. (2006; 2005; 2004) etwa vermitteln in drei Bänden den **Wissensstand**, der ihrer Überzeugung nach notwendig ist, um die wirtschaftlichen Existenzprobleme eines Unternehmens bzw. Betriebs zu erfassen und zu lösen:

- **Grundfragen** des Fachs (Gegenstand, Methoden, Wissenschaftsprogramme, Rahmenbedingungen des Wirtschaftens, Unternehmensentscheidungen, Ethik),
- **Führung** des Unternehmens (Planung und Steuerung, Organisation, Controlling, Information),
- **Leistungsprozess** des Unternehmens (Beschaffung und Logistik, Fertigungswirtschaft, Marketing, Investition, Finanzierung, Personalwirtschaft).

Zu den Aufgaben der Allgemeinen Betriebswirtschaftslehre gehört auch, die von den Speziellen Betriebswirtschaftslehren gewonnenen Erkenntnisse zusammenzuführen und zwar i.S. der **gemeinsamen Elemente** der unter-

schiedlichen Richtungen des Faches (vgl. Hochschullehrer der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster 1989, S.657):

- Grundbegriffe betriebswirtschaftlicher **Analyse** und **Gestaltung** (z.B. Wirtschaftlichkeit / Produktivität, Rentabilität / Liquidität, Risiko / Flexibilität),
- grundlegende **Denkprinzipien** (z.B. Denken in Kosten / Nutzen-Relationen, in Veränderungen, in vernetzten Ursache / Wirkungs-Beziehungen, in Mittel / Zweck-Beziehungen, in unsicheren Relationen),
- Prinzipien der **Lenkung** von Wirtschaftseinheiten (z.B. Prinzipien von Entscheidungslehre, Planung, Organisation, Führung und Controlling),
- Prinzipien der **Abbildung** von Prozessen und Transaktionen (z.B. Prinzipien der Dokumentation, Rechenschaftslegung).

1.4 Aufgaben und Ziele der Betriebswirtschaftslehre als Ausgangspunkt wissenschaftlicher Arbeiten

1.4.1 Betriebswirtschaftslehre als reine vs. angewandte Wissenschaft

Viele Betriebswirte sind der Auffassung, dass Sozialwissenschaften – wie im Übrigen wohl alle Wissenschaften – dazu beitragen sollen, dass Menschen ihr Leben besser bewältigen (vgl. z.B. Nieschlag u.a. 1997, S.671). Indessen vertritt die **„Scientific community“** sehr unterschiedliche Positionen zu Aufgaben bzw. Zielen der Betriebswirtschaftslehre (vgl. z.B. Raffée 1995, Sp.1668f.). Ganz generell lassen sich zwei Lager ausmachen (vgl. Fülbier 2004, S.267f.):

- (1) Für die Vertreter der **reinen** (bzw. theoretischen oder erklärenden) **Wissenschaft** ist der Erkenntnisfortschritt die einzig maßgebliche Richtschnur. Das Ziel einer jeden Wissenschaft – und damit auch der Betriebswirtschaftslehre – sollte demnach „lediglich“ darin bestehen, **neues Wissen zu sammeln** („Wissenschaft als Selbstzweck“).
- (2) Die Anhänger der **angewandten Wissenschaft** hingegen verfolgen v.a. die **„bessere Lebensbewältigung“** als (Meta-)Ziel; dieses soll dadurch erreicht werden, dass man die gewonnenen Erkenntnisse **praktisch umsetzt** („Wissenschaft als Mittel zum Zweck“).

„Food for thought“

Wissen ist Macht

„Während der reine Erkenntniszweck in der Antike und ihren „Leitwissenschaften“ Philosophie oder Logik noch vorherrschend war, änderte sich die Zielausprägung nach einem eher glaubens-, denn wissensgesteuerten Mittelalter erst mit der beginnenden Neuzeit. Dort gewann die praktische Umsetzung wissenschaftlicher Erkenntnisse eine immer stärkere Bedeutung. In diese Zeit ist auch das Francis Ba-

con zugeschriebene Zitat „Wissen ist Macht“ angesiedelt, das die Beherrschung natürlicher Prozesse durch Wissen(schaft) betont. Es verwundert deshalb nicht, dass die beginnende Neuzeit mit dem Aufstieg der Naturwissenschaften einherging.“

Quelle: Fülbier (2004, S.267).

In der älteren, aber auch in der jüngeren Vergangenheit wurde sehr intensiv diskutiert, welche(s) **Ziel(e)** die Betriebswirtschaftslehre verfolgen soll. Bekanntheit erlangt haben dabei insbesondere die **wissenschaftstheoretischen Auseinandersetzungen** zwischen Schmalenbach und Rieger bzw. zwischen Gutenberg und Mellerowicz. Und auch noch Jahrzehnte später wurde (und wird) bisweilen über Position und Rolle der Betriebswirtschaftslehre gestritten (vgl. z.B. Albach 1991; Kappler 1988a; Walter-Busch 1985) – mitunter sogar heftig (vgl. z.B. Dichtl 1983; Schneider 1983).

Rückblick

Die Betriebswirtschaftslehre: Reine oder angewandte Wissenschaft?

„Die erste bedeutende Kontroverse zwischen einer anwendungsorientierten und einer theoretischen Orientierung in der BWL ist mit den Namen Schmalenbach und Rieger verbunden. Schmalenbach verlangt, daß die BWL praktisch verwertbares Wissen zur Verfügung stellen muß. In diesem Sinne spricht er von „Kunstlehre“ (Schmalenbach 1911/12). Rieger (1928) lehnt dagegen als Wissenschaftler praktische Empfehlungen ab. Die BWL ist für ihn eine reine Wissenschaft.“

Im Rahmen einer Auseinandersetzung zwischen Gutenberg und Mellerowicz lebte die Kontroverse über die reine und angewandte BWL in den 50er Jahren wieder auf. Der Standpunkt von Mellerowicz entspricht dem von Schmalenbach: „Ursprung und Zweck der Betriebswirtschaftslehre ist die einzelbetriebliche Praxis“ (Mellerowicz 1952, S.146). Sie gehen von empirischen Gegebenheiten aus und generalisieren stellenweise. Gutenberg geht dagegen von einer Theorie aus. In Anlehnung an Theorien der neoklassischen Nationalökonomie hat er eine in sich geschlossene Theorie der BWL auf hohem Abstraktionsniveau entwickelt (Gutenberg 1951). Er lehnt nicht wie Rieger die Anwendung der Theorie auf betriebliche Probleme ab, seine Empfehlungen haben aber einen eher illustrativen und exemplarischen Charakter.“

Quelle: Behrens (1993, Sp.4768f.).

Ganz generell aber lässt sich festhalten, dass die Mehrheit der Betriebswirte heute die Auffassung vertritt, dass ihre Disziplin eine praktisch angewandte Wissenschaft – eine „**Kunstlehre**“ (Schmalenbach 1911/1912) – ist (vgl. z.B. Raffée 1974, S.64). Sie soll **praktische Aussagen** für die Gestaltung in Unternehmen bereitstellen (Gestaltungsaufgabe) und damit letztlich dazu beitragen,

- auf betrieblicher Ebene das „**Knappheitsproblem**“ zu **lösen** (vgl. Fülbier 2004, S.267),

- die wirtschaftliche **Leistungsfähigkeit** von Unternehmen zu **verbessern** (vgl. Frank 2003, S.283) bzw.
- den **Menschen** bei der Bewältigung ihrer **Daseinsprobleme** zu **helfen** (vgl. Heinen 1992, S.15).

„Food for thought“

Praxisorientierung als Problem der Betriebswirtschaftslehre?

„Praxisorientierung wird häufig so interpretiert, dass sich Wissenschaft singulärer praktischer Probleme annimmt und zu ihrer Lösung beiträgt. Ein solcher Anspruch lässt sich in den Wirtschaftswissenschaften gut einlösen, da es eine erhebliche Nachfrage nach anwendungsorientierten Forschungsprojekten und nach einschlägigen Beratungsleistungen gibt. Gleichzeitig bietet eine entsprechend ausgerichtete Forschung ein hohes Legitimationspotential – nicht nur, weil Praxisorientierung häufig per se positiv bewertet wird, sondern weil sie auch geeignet ist, Drittmittel einzuwerben. Es bleibt allerdings die Frage, wie sich bei einer solchen Strategie eine überzeugende Abgrenzung zu außerwissenschaftlichen Beratungsangeboten realisieren lässt [z.B. zu Beratungsunternehmen; Anmerk. d. Verf.] [...] Gerade Disziplinen wie die Betriebswirtschaftslehre [...] laufen Gefahr, sich von ihrer Praxis so sehr vereinnahmen zu lassen, dass Ausschau danach, wie Unternehmen auch gestaltet sein könnten, behindert wird.“

Quelle: Frank (2003, S.286f.).

1.4.2 Zielsystem der Betriebswirtschaftslehre

Das Zielsystem der Betriebswirtschaftslehre lässt sich anhand des in Abb. 4 dargestellten vierstufigen Ansatzes konkretisieren, den Chmielewicz (1994, S.8ff.) für die Wirtschaftswissenschaften ganz allgemein entwickelt hatte:

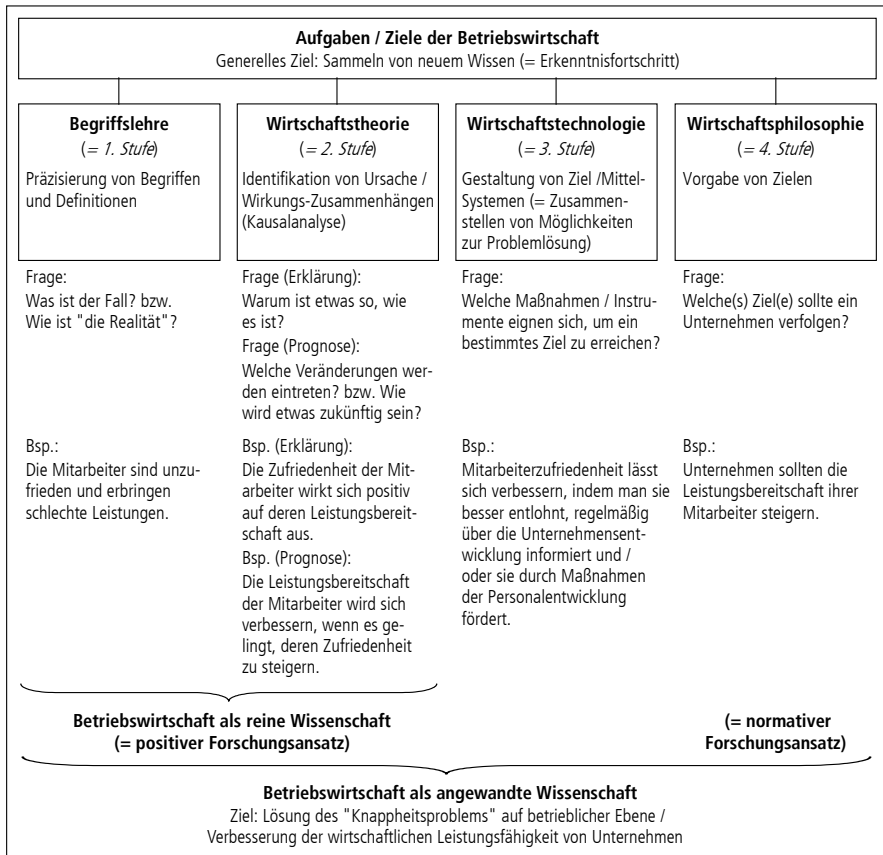
- Mit der Präzisierung von Begriffen und Definitionen verfolgt die „**Begriffslehre**“ (= 1. Stufe) ein Ziel, das Ausgangspunkt aller weiteren Stufen des Zielsystems – und mithin „essentialistisch“ – ist.
- Das Ziel „Identifikation von Ursache / Wirkungs-Zusammenhängen“ steht im Mittelpunkt der „**Wirtschaftstheorie**“ (= 2. Stufe), die wiederum auf die „Begriffslehre“ (= 1. Stufe) zurückgreifen muss, um theoretische Aussagen (Erklärungen, Prognosen) ableiten zu können.

Anders als die **reine** geht die **angewandte Wissenschaft** (hier also die Betriebswirtschaftslehre) über diese beiden Stufen hinaus, indem sie Unternehmen bei der **Gestaltung** Hilfestellung leistet (vgl. Abb. 4):

- Die „**Wirtschaftstechnologie**“ (= 3. Stufe) überträgt die Ursache / Wirkungs-Zusammenhänge (= 2. Stufe) in gestaltende Ziel / Mittel-Systeme (sog. Finalanalyse; vgl. Gutenberg 1991, S.5f.).

- Im Zentrum der „**Wirtschaftsphilosophie**“ (= 4. Stufe) steht die Formulierung sog. Werturteile; diese werden benötigt, um das bzw. die Ziele (der Ziel / Mittel-Systeme) vorzugeben.

Abb. 4: Zielsystem der Betriebswirtschaftslehre



Quelle: eigene Darstellung auf der Basis von Chmielewicz (1994, S.8ff.).

Schlagwort

Werturteile

„In der betriebswirtschaftlichen Diskussion wird häufig die folgende von Albert (1967) stammende Klassifikation verwendet: Werturteile im Basisbereich, Objektbereich und Aussagenbereich.

- Werturteile im **Basisbereich** sind eine Voraussetzung für jede Forschertätigkeit. Sie entstehen beispielsweise durch das ausgesprochene oder praktizierte Be-

kenntnis zu wissenschaftstheoretischen Auffassungen und durch die Auswahl der Forschungsprobleme.

- Bei Werturteilen im **Objektbereich** geht es um wissenschaftliche Aussagen über Werte, z.B. um Analysen von Wettbewerbsnormen oder Untersuchungen der Zielsysteme von Unternehmungen. Werte sind hier Objekte wissenschaftlicher Untersuchungen.
- Bei Werturteilen im **Aussagenbereich** geht es dagegen um Wertungen im Rahmen wissenschaftlicher Aussagen über Objekte. Es wird gefragt, ob wissenschaftliche Aussagen wertfrei sein müssen. Dieses Problem ist gemeint, wenn über das Werturteilsproblem in der BWL diskutiert wird.“

Quelle: Behrens (1993, Sp.4770f.).

„Food for thought“

Der Werturteilsstreit: Darf Betriebswirtschaftslehre Handlungsempfehlungen geben?

Anderen Wissenschaften vergleichbar entzündete sich im sog. Werturteilsstreit zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine Debatte „darüber, ob ein Wirtschaftswissenschaftler Empfehlungen aussprechen darf oder nicht. Empfehlungen beruhen immer auf Wertungen. Wertungen bleiben aber subjektiv begründet. Wer auf der Grundlage einer Wertung eine Empfehlung gibt, der schreibt etwas vor, er argumentiert also normativ (Norm = Gesetz, Vorschrift). Die Ökonomen Carl Menger und Max Weber vertraten den Standpunkt, daß normative Aussagen nicht Teil der Wirtschaftswissenschaft sein sollten, Gustav Schmoller dagegen beharrte auf der Pflicht der Ökonomen, auch normativ argumentieren zu müssen. [...] Nun wäre es für die Wirtschaftswissenschaften unmöglich, ohne normative Aussagen auszukommen. Der Grund liegt darin, daß in den Sozialwissenschaften allgemein menschliches Verhalten untersucht wird, und aus dieser Untersuchung ergeben sich Schlußfolgerungen über Vor- und Nachteile dieses Verhaltens. [...] Es gab [in der Betriebswirtschaftslehre] sogar einen Vertreter – Eugen Schmalenbach –, der rein deskriptive Aussagen in der BWL gänzlich ablehnte und die Betriebswirtschaftslehre nicht als Wissenschaft, sondern als Kunstlehre interpretierte. Eine Kunstlehre ist eine Sammlung von praktischen Ratschlägen, von Handlungsanleitungen. Heute verwendet man hierfür eher den Ausdruck „management sciences“.

Beispiel: Die Verrechnung von kausal nicht zurechenbaren Gemeinkosten hat unterschiedliche Auswirkungen auf die Preisgestaltung, die interne Leistungsbeurteilung, aber auch auf das Controlling.

- Geht man von der Norm aus, daß die Controlling-Funktion Priorität habe, so wird man vielleicht eine Zuschlagskalkulation mit individuell variablen Zuschlagssätzen vorziehen.
- Will man innerbetriebliche Leistungsströme nach einem einheitlichen Kalkulationsschema bewerten, so wird man sich vielleicht auf eine formal-mathematische Lösung konzentrieren.

Es gibt in der BWL auch den Versuch einer Synthese, den vor allem Eberhard Witte vorgeschlagen hat. Danach untersucht man zahlreiche Unternehmen deskriptiv-

empirisch nach den Methoden der empirischen Wissenschaft. Man wählt dann die erfolgreichen Unternehmen aus, wählt also als Norm einen Erfolgsindikator oder einen Index, und empfiehlt dann jene Methoden (der Organisation, des Controlling, des Rechnungswesens usw.), die gemessen an dieser Norm die erfolgreichsten waren. [...] Heute hat sich dieser Gedanke unter dem Stichwort benchmark durchgesetzt: Man wählt für verschiedenste betriebliche Bereiche die erfolgreichsten Methoden aus unterschiedlichen Branchen zum Vergleichsmaßstab (benchmark). Deskriptive und normative Aussagen stehen hier nicht in Widerspruch; vielmehr setzen normative Aussagen, Ratschläge für Unternehmen und Politik sogar wissenschaftlich gesichertes Wissen voraus.“

Quelle: Brodbeck (2001).

Manche Forscher erachten neben der Wertung auch ein (bzw. zwei) weitere(s) Erkenntnisziel(e) als bedeutsam (vgl. z.B. Raffée 1974, S.16). Wissenschaft dürfe sich demnach nicht alleine darauf beschränken, Wissen zu schaffen und Gestaltungsempfehlungen zu geben, sondern müsse auch

- **Kritik am Bestehenden** üben und außerdem
- **Utopien** entwerfen.

Damit ist gemeint, dass etwa Spekulieren und Querdenken ebenso Bestandteile der Betriebswirtschaftslehre sein sollten wie wissenschaftliche Überlegungen zu **Sinn** und **Ethik** (vgl. Schmid 1996, S.76). Ein wesentlicher Grund, warum Wissenschaftler wie Raffée (1995, Sp.1669) oder Kappler (1988a/b) diese – nicht von allen Mitgliedern der ‚Scientific community‘ geteilte – Auffassung vertreten, ist sehr plausibel: Forscher, die nur die klassischen vier Erkenntnisziele verfolgen, **verharren** gezwungenermaßen bei der **Bestandsaufnahme**, da sie keine neuen Wege aufzeigen, sondern nur die vorhandenen beschreiben, erklären usw. D.h. die Wissenschaft **hinkt** der Praxis **hinterher**. Schmid (1996, S.77f.) hat den konkreten Nutzen der utopischen Funktion am Beispiel „Medizin“ eindrucksvoll verdeutlicht.

„Food for thought“

Kann die BWL mit den klassischen Erkenntniszielen die Probleme der Zukunft lösen?

„Nehmen wir an, die Medizin als Wissenschaft würde sich darauf beschränken, Ärzte zu fragen, wie sie bestimmte Krankheiten diagnostizieren, welche Behandlungsschritte sie vornehmen oder vielleicht auch, welche Medikamente sie verschreiben. Und nehmen wir weiter an, die Medizin als Wissenschaft würde dann [...] den Erfolg und den Mißerfolg unterschiedlicher Diagnoseverfahren, Behandlungsmethoden und Medikamentenverschreibungen feststellen. Nehmen wir noch weiter an, die Medizin als Wissenschaft würde auf der Basis solcher Befragungen von Ärzten dann Empfehlungen über die Behandlung von Krankheiten abgeben. Jeder wird feststellen, dass eine solchermaßen verstandene Wissenschaft lediglich das jeweils in der Vergangenheit Praktizierte in die Zukunft fortschreiben würde.

Wo blieben neue Diagnoseverfahren, wenn sie noch nicht von den befragten Ärzten angewandt werden? Wo blieben neue Behandlungsmethoden? Und wo bliebe die Suche nach neuen Medikamenten? Die Medizin macht unter anderem deswegen Fortschritte, weil sie ihre Empfehlungen nicht nur aus der Vergangenheit und nicht nur aus Durchschnittswerten des bereits Praktizierten herleitet. [...] Die Mainstream-Betriebswirtschaftslehre im allgemeinen [...] hat] durch das Festhalten am Beschreiben und Erklären und durch das Bestreben, daraus die Zukunft zu gestalten, die Tendenz, vergangenheitsorientiert und damit auch konservativ zu argumentieren. An dieser Aussage ändert auch die in den letzten Jahren so populäre Literatur zum Benchmarking, die im Prinzip trotz der „Orientierung an den Besten“ eine Vergangenheitsorientierung aufweist, nichts.“

Quelle: Schmid (1996, S.77f.).

1.4.3 Grundlegende Fragestellungen wissenschaftlicher Arbeiten in der Betriebswirtschaftslehre

Begriffslehre und Wirtschaftstheorie versuchen zu ergründen, wie bzw. warum etwas so ist, wie es ist (= **positiver Forschungsansatz**); die Wirtschaftsphilosophie hingegen fragt danach, wie etwas sein sollte (= **normativer Forschungsansatz**). Letztere umfasst folglich alle in Abb. 4 dargestellten Stufen, wohingegen positive Forschungsansätze die wirtschaftstheoretische Stufe nicht überschreiten. In der betriebswirtschaftlichen Forschung finden sich beide Herangehensweisen, weil sie für wissenschaftliches Argumentieren – und damit für die **wissenschaftliche Arbeit** an sich – gleichermaßen bedeutsam sind (vgl. Füllbier 2004, S.267). Allerdings mag das Gewicht der Ansätze unterschiedlich verteilt sein; bspw. erachten die meisten Vertreter der Betriebswirtschaftslehre die Beschreibung (= Deskription) als weitaus weniger bedeutsam als die Erklärung von Sachverhalten (= **Explikation**), da man auf diesem Weg Aussagen über **Ursache / Wirkungs-Beziehungen** gewinnen kann (vgl. Lingnau 1995, S.125), z.B.: Welche Faktoren beeinflussen die Kundentreue? Welche Strategien / Instrumente sind am besten geeignet, Umsatz oder Gewinn eines Unternehmens zu steigern? usw.

Schlagwort

Normativer vs. positiver Forschungsansatz am Beispiel „Rechnungslegungsforschung“

Die normativ ausgerichtete betriebswirtschaftliche Forschung ist insbesondere effizienzorientiert und versucht bspw. „Reformvorschläge zur Verbesserung des Bilanzrechts durch wie auch immer gemessene Effizienzvorteile zu begründen. [...] In dem Bereich der Rechnungslegungsforschung sind aber auch positive Forschungsfragen denkbar. Dies gilt z.B. für die Frage, warum das deutsche Bilanzrecht eher vom Gläubiger-, denn Anteilseignerschutz geprägt ist, oder auch für Untersuchun-

gen, die die Kapitalmarktreaktionen auf bestimmte Bilanzierungsvorschriften anhand veröffentlichter Jahresabschlüsse börsennotierter Unternehmungen zu messen versuchen.“

Quelle: Fülbier (2004, S.268).

Abb. 5 verdeutlicht zusammenfassend, welche wesentlichen Arten von **Fragestellungen** sich aus dem Zielsystem der Betriebswirtschaftslehre für die Gestaltung wissenschaftlicher Arbeiten ableiten lassen. Im Allgemeinen ist eine wissenschaftliche Arbeit jedoch ein **Hybrid**, der sich nicht nur ausschließlich mit Beschreibung **oder** Erklärung **oder** etwa Prognose beschäftigt, sondern mit **mindestens zwei** Arten von Fragestellungen. Darüber hinaus dürfen – und sollen – auch die „Kritik am Bestehenden“ sowie der Entwurf von Utopien mit einfließen – eine **fundierte Argumentation** vorausgesetzt.

1.5 Stellenwert wissenschaftstheoretischer Ansätze für die Gestaltung wissenschaftlicher Arbeiten

Die bisherigen Ausführungen haben u.a. verdeutlicht, dass **Erkenntnisfortschritt** zu den wesentlichen Aufgaben einer Wissenschaft wie der Betriebswirtschaftslehre gehört. Unbeantwortet blieb indessen, WIE man die Betriebswirtschaftslehre aus wissenschaftstheoretischer Sicht betreiben sollte, um neue Erkenntnisse zutage zu fördern. Allerdings kann man auch diese Frage nicht eindeutig beantworten, da sich in der betriebswirtschaftlichen Forschung unterschiedliche Auffassungen von Erkenntnistheorie (= **Epistemologie**) bzw. Wissenschaftstheorie widerspiegeln (vgl. zum Folgenden insbes. Fülbier 2004, S.268f.). Da Letztere aus der sog. Epistemologie hervorgegangen ist, lohnt sich zunächst der Blick auf wesentliche erkenntnistheoretische Positionen. Diese sind für die vorliegende Themenstellung bspw. insofern bedeutsam, als sie der Betriebswirtschaftslehre und deren Theorien verschiedene **Rollen** bzw. Aufgaben zuweisen.

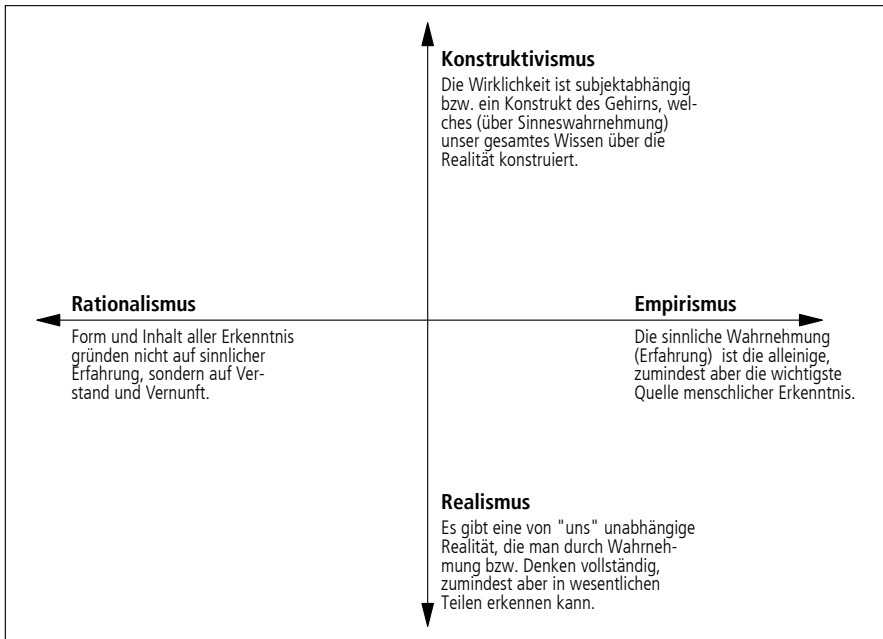
1.5.1 Bedeutung wesentlicher erkenntnistheoretischer Positionen für die Betriebswirtschaftslehre

Die im Folgenden dargelegten Ansätze der Erkenntnistheorie lassen sich – vereinfacht (!) – in einem zweidimensionalen Koordinatensystem darstellen (vgl. Abb. 6) – vereinfacht deshalb, weil die beiden Dimensionen (Rationalismus vs. Empirismus und Realismus vs. Konstruktivismus) streng genommen **nicht** unabhängig voneinander sind.

Abb. 5: Arten von Fragestellungen in wissenschaftlichen Arbeiten

	Beschreibung	Erklärung	Prognose	Technologie
• Wesentliche Aufgabe	<ul style="list-style-type: none"> Differenziert wahrnehmen Beschreibung eines bestimmten Zustands / Prozesses 	<ul style="list-style-type: none"> Begreifen / Erklären durch Verstehen der Zusammenhänge 	<ul style="list-style-type: none"> Zukünftige Ereignisse / Zustände vorhersagen Abschätzen der Folgen 	<ul style="list-style-type: none"> Gestaltungsmaßnahmen zur Zielerreichung
• Zentrale Frage(n)	<ul style="list-style-type: none"> Wie lässt sich die derzeitige Lage der Dinge konkret beschreiben? Was ist der Fall? Wie sieht „die Realität“ aus? Sieht „die Realität“ wirklich so aus? 	<ul style="list-style-type: none"> Warum ist dieses Ergebnis eingetreten? Warum ist etwas der Fall? 	<ul style="list-style-type: none"> Was wird geschehen, wenn A eintritt? Wie wird etwas zukünftig sein / aussehen? Welche Veränderungen werden eintreten? 	<ul style="list-style-type: none"> Welche Maßnahmen (z.B. Strategien, Instrumente) sind geeignet, um ein bestimmtes Ziel zu erreichen?
• Typische Elemente	<ul style="list-style-type: none"> Definition von Begriffen Klassifikation (z.B. Bildung von Kundensegmenten) Deskriptive Datenanalyse 	<ul style="list-style-type: none"> Erklärung realer Sachverhalte Suche nach Ursache / Wirkungs-Beziehungen Hypothesen- / Theorienbildung 	<ul style="list-style-type: none"> Vorhersage von Ereignissen, Verhalten, (Markt-) Entwicklungen usw. Vorhersage von Wirkungen (z.B. Werbewirkung) 	<ul style="list-style-type: none"> Praktische Probleme aufgreifen und lösen Gestaltungsempfehlungen für die Praxis Verbesserung betrieblicher Entscheidungen
• Beispielhafte Themenstellungen	<ul style="list-style-type: none"> Welche Unternehmen betreiben Outsourcing? Wie hat sich die Zahl der Senioren in Deutschland seit Ende des 2. Weltkriegs entwickelt? Mit welchen Strategien betreten Großunternehmen den chinesischen Markt? 	<ul style="list-style-type: none"> Warum betreiben manche Unternehmen Outsourcing, manche nicht? Warum hat sich in Deutschland seit Ende des 2. Weltkriegs die Zahl der Senioren / die Bevölkerungsstruktur verändert? Warum entscheiden sich Großunternehmen, die den chinesischen Markt betreten, für unterschiedliche Strategien? Welche erweisen sich dabei als erfolgreich? 	<ul style="list-style-type: none"> Welche Unternehmen werden – mit Blick auf die sich ändernden Rahmenbedingungen – in Zukunft Outsourcing betreiben? Wie wird sich die Zahl der Senioren in Deutschland in Zukunft entwickeln? Welche Konsequenzen gehen damit einher? Welche Strategien werden Großunternehmen zukünftig nutzen, um den chinesischen Markt zu betreten? 	<ul style="list-style-type: none"> Mit welchen Maßnahmen kann man Unternehmen im Rahmen ihres Outsourcing unterstützen? Wie lässt sich das Bevölkerungsgleichgewicht in Zukunft sicherstellen? Welche Maßnahmen / Strategien sollten Großunternehmen ergreifen, wenn sie auf dem chinesischen Markt erfolgreich bestehen wollen?

Abb. 6: Vereinfachte Darstellung wesentlicher erkenntnistheoretischer Positionen



Quelle: in Anlehnung an Singer/Willimczik (2002).

1.5.1.1 (Naiver) Realismus

Vertreter des (epistemologischen) Realismus gehen davon aus, dass es eine **von „uns“ unabhängige** Realität gibt, die man durch **Wahrnehmung** bzw. Denken vollständig, zumindest aber in wesentlichen Teilen erkennen kann (vgl. Haug 2004, S.95). Mit anderen Worten: Menschen können die Dinge, Phänomene bzw. Ereignisse in der Realität so wahrnehmen, „wie sie sind“.

Schlagwort	Ebenen der Realität in der Wissenschaftstheorie
------------	---

Wissenschaftstheoretische Überlegungen berühren drei Ebenen der Realität: objektive, subjektive und sprachliche Realität. „Traditionell ist die Unterscheidung in objektive und subjektive Realität.

- **„Objektive Realität“** bezeichnet die materielle Welt, die unabhängig und außerhalb vom menschlichen Bewußtsein existiert.
- Der Mensch kann die materielle Welt aber nur subjektiv erfassen, d.h. durch seine Sinnesorgane und das Bewußtsein. Die rekonstruierte materielle Welt im Subjekt wird **„subjektive Realität“** genannt.

- Diese Einteilung muß ergänzt werden. Wissenschaft drückt sich in Sprache aus. Daher muß als dritte Realitätsebene die **„sprachliche Realität“** eingeführt werden. Damit ist die Wiedergabe von Teilen der subjektiven Realität in Aussagen gemeint.“

Quelle: Behrens (1993, Sp.4763).

Realisten würden bspw. in einer betriebswirtschaftlichen Theorie den Versuch sehen, einen Teil der Realität objektiv **abzubilden**, indem man z.B. den tatsächlichen Aufbau und die einzelnen Funktionen eines Unternehmens **veridikal** beschreibt.

„Food for thought“

Impliziter naiver Realismus in der empirischen Sozialforschung: Ausgewählte Beispiele

„Ein impliziter naiver Realismus liegt dann vor,

- wenn Ergebnisse empirischer Sozialforschung unkritisch wahrgenommen werden,
- wenn kleine und nicht zufällig gezogene Stichproben übergeneralisiert und die Umfrageergebnisse auf die Allgemeinbevölkerung projiziert werden, oder
- wenn die Antworten auf unstandardisierte oder standardisierte Fragen als Manifestationen der „wahren“ Einstellungen, Absichten oder Verhaltensweisen der Befragten interpretiert werden,

wenn also die Daten aus qualitativen oder quantitativen Befragungen für eine direkte Beobachtung der „Wahrheit“ gehalten werden.“

Quelle: Haug (2004, S.95).

Die Sichtweise des Realismus ist charakteristisch für alle wissenschaftstheoretischen Ansätze, die nicht relativistisch argumentieren, d.h. auch für den kritischen Rationalismus (vgl. Haug 2004, S.95). Allerdings belegen zahlreiche **verhaltenswissenschaftliche Befunde** (z.B. aus der kognitiven Psychologie), dass die Perspektive der Realisten in dieser radikalen Form nicht haltbar ist. Demnach nehmen Menschen nur einen – zumeist sehr kleinen – Teil der Informationen wahr, den ihre Umwelt bereitstellt (= **selektive Wahrnehmung**). Überdies ist das Wahrgenommene nicht immer wirklichkeitsgetreu (**veridikal**), sondern mehrdeutig (**ambigü**) und anfällig für Täuschungen aller Art (vgl. hierzu Müller/Kornmeier 2002a, S.451ff.).

1.5.1.2 (Radikaler) Konstruktivismus

Vertreter des (radikalen) Konstruktivismus **leugnen**, dass eine von „uns“ unabhängige Realität **erkennbar** ist und widersprechen somit dem (naiven) Realismus. Ihres Erachtens ist „die Wirklichkeit“ **subjektabhängig**: Ein **Kon-**

strukt des Gehirns, welches (über Sinneswahrnehmung) unser gesamtes Wissen über die Realität konstruiert (vgl. Haug 2004, S.97; Roth 1995, S.306). Aus dieser Haltung kann man indessen nicht schließen, dass der (radikale) Konstruktivismus „eine Welt dort draußen“ leugnen würde. Vielmehr betont er, dass die Realität lediglich durch Beobachtung zugänglich ist – und damit zwangsläufig (**subjektiv**) interpretiert wird. Denn Menschen gewinnen Erkenntnis durch Information, die sie aus Daten „konstruieren“, die ihnen wiederum von ihren Sinnesorganen geliefert werden.

Da folglich Wissen bzw. Wissenserwerb an Menschen gebunden ist, lässt sich keine subjektunabhängige Realität beschreiben. Die Ergebnisse empirischer Forschung liefern demnach keine objektive Erkenntnis, sondern „subjektive Konstrukte“, die im Gehirn der Forscher bzw. im System der Wissenschaft durch „**selbstreferentielle Prozesse**“ gebildet werden (vgl. Haug 2004, S.97).

„Food for thought“

**Sehen wir „die Realität“ objektiv – so wie sie ist?
Oder konstruieren wir eine „subjektive Realität“?**

„(1) Der Mensch ist funktionell (z.B. physiologisch) ganz und gar nicht dafür gerüstet, die gewaltige Fülle verfügbarer Informationen zu verarbeiten und komplexe Problemstellungen rational zu lösen. Aufgrund kognitiver und / oder motivationaler Engpässe behilft er sich deshalb zumeist mit verschiedenen Vereinfachungsstrategien (vgl. Slovic u.a. 1977; Taylor 1975). Selbst wenn der Mensch sich bemüht, rational zu entscheiden („bounded rationality“), muß er Gedankengänge simplifizieren, Argumentationsketten verkürzen, oberflächliche Schlußfolgerungen ziehen etc., um trotz

- übergroßer Informationsfülle,
- qualitativem Informationsdefizit und
- Zeitmangel

Entscheidungen treffen zu können (vgl. Simon 1976, S.79ff.). Ging man bislang davon aus, daß das Gehirn zumindest „versucht“, exakt zu arbeiten, so vergleicht die aktuelle hirn-physiologische Forschung dieses Organ mittlerweile eher mit einem Zufallsgenerator (vgl. Leach/Carpenter 2001) [...] In komplexen Entscheidungssituationen (z.B. Wettbewerbsanalyse) oder wenn es ihnen an Zeit, Geld bzw. fundierten Informationen mangelt, greifen deshalb auch Manager nachweisbar auf „kognitive Heuristiken“ zurück. Mintzberg u.a. (1976) haben die insb. von der kognitiven Sozialpsychologie beschriebenen Vereinfachungsstrategien für das Management unter dem Stichwort ‚strategic cognition‘ erschlossen. Solche „Kurzschlüsse“ bzw. „Daumenregeln“ sind mit Blick auf die genannten Restriktionen zwar unumgänglich und zumeist sogar nützlich; sie können aber auch schwerwiegende Fehlentscheidungen provozieren (vgl. Tversky/Kahneman 1974).

„Seit einem halben Jahrhundert erforschen Wissenschaftler, wie unser Gehirn Entscheidungen trifft. Ihre Untersuchungen zeigen, daß wir gewohnheitsmäßig, aber unbewußt bestimmte Verfahren nutzen, um die Komplexität unserer Entscheidungen in den Griff zu bekommen. Diese heuristischen Techniken erfüllen in

den meisten Situationen ihren Zweck. Wenn wir Entfernungen schätzen, verlassen wir uns z.B. auf ein Prinzip, das Sichtbarkeit mit Nähe gleichsetzt: Je deutlicher ein Objekt erscheint, desto näher ist es. Diese einfache Regel hilft uns bei den zahllosen Fällen, in denen wir tagtäglich Entfernungen abschätzen müssen. Doch [hat ...] die Forschung eine ganze Reihe von Ungenauigkeiten in unseren Entscheidungsprozessen aufgedeckt. Einige sind sensorische Fehl-Interpretationen wie beim Schätzen der Entfernung, andere beruhen auf Vorurteilen oder stellen einfach Anomalien unseres Denkens dar. Was diese Fallen so gefährlich macht, ist ihre Unsichtbarkeit. Weil sie fest in unseren Denkprozessen verankert sind, erkennen wir sie nicht einmal, wenn wir mitten hineintappen“ (Hammond u.a. 1999, S.91).

(2) Auch aus einem anderen Grund entscheidet und handelt der Mensch nicht (streng oder ausschließlich) rational: Er verfolgt, bewußt oder unbewußt, bestimmte Motive, hat Präferenzen und Interessen, die allesamt im Dienste der Inszenierung seines Selbst- und Weltbildes stehen. [...] Kahneman/Tversky (1982) kamen in umfassenden Versuchsreihen zu dem Schluß, daß das (natur-)wissenschaftliche Methodenrepertoire (z.B. Wahrscheinlichkeitstheorie, Deduktion) nicht geeignet ist, das „Alltagsdenken“ von Privatpersonen und Managern angemessen zu analysieren. [...]

(3) Das Konzept der „Konstrukte“, das Kelly (1955) in seine kognitive Persönlichkeitstheorie eingeführt hat, hilft uns, dieses Phänomen (= Primat des Subjektiven) zu verstehen. Damit ist i.S. des Konstruktivismus die individuelle Art und Weise jedes Einzelnen gemeint, die Welt wahrnehmend subjektiv zu konstruieren und zu interpretieren. „Subjektiv“ bedeutet dabei nicht nur „abweichend von den objektiven Bedingungen“, sondern in eine ganz bestimmte Richtung abweichend. Wer davon überzeugt ist, daß „die Welt schlecht ist“, wird zahllose Beweise für seine These finden können. Die Gegenposition, die vom Guten im Menschen ausgeht, lässt sich indessen genau so gut belegen. Aus Sicht der Konstruktivisten kann Unternehmenskultur als die von der Mehrzahl der Mitglieder eines Unternehmens praktizierte bzw. angestrebte Art und Weise der Realitätskonstruktion verstanden werden.

Wie die attributionstheoretische Forschung gezeigt hat, kommt es dabei zu meist zum ‚self-serving-bias‘: zum selbstwertdienlichen Irrtum. Konkret bedeutet dies: Gewöhnlich strebt der wahrnehmende Mensch nicht nach wirklichkeitsgetreuer Abbildung der Realität; weit wichtiger ist es ihm auch dabei, seine persönlichen Bedürfnisse zu befriedigen: So wird zwar kaum ein Manager ernsthaft die Bedeutung des Wettbewerbs bestreiten und damit zusammenhängend die Notwendigkeit, Konkurrenzforschung zu betreiben. Tatsächlich aber beobachtet und analysiert nicht einmal jedes zweite Unternehmen seine Wettbewerber systematisch (vgl. Simon 1988a, S.6), wobei Anspruch und Realität besonders weit auseinanderklaffen, wenn es darum geht, Einblick in Gesamtstrategie und F&E-Konzept der Konkurrenten zu erlangen. Was auf den ersten Blick irrational erscheinen mag, kann bei näherer Betrachtung durchaus sinnvoll sein („subjektiv rational“). Für einen risikoscheuen Manager bspw., dem aus emotionalen Gründen sehr an einer konstanten und damit leicht vorhersehbaren Umwelt gelegen ist, kann es „rational“ sein, keine Konkurrenzforschung zu betreiben; denn deren wichtigstes – und ihm unerwünschtes – Ergebnis würde vermutlich lauten: Das Konkurrenzumfeld än-

dert sich fortwährend; darin können nur solche Unternehmen dauerhaft überleben, die mit der Dynamik der Märkte (= Instabilität) konstruktiv umzugehen wissen, z.B. indem sie sich eine flexible Organisationsstruktur geben, fortwährende (Produkt-)Innovation betreiben oder in die regelmäßige Fort- und Weiterbildung ihrer Mitarbeiter investieren. So gesehen sind alle Menschen bestrebt, sich rational zu verhalten: Nur wird das, was als rational gilt, subjektiv interpretiert.“

Quelle: Müller/Kornmeier (2002a, S.466ff).

Konstruktivisten würden bspw. leugnen, dass eine Theorie der Betriebswirtschaftslehre etwas Existierendes (z.B. die Struktur eines Unternehmens oder dessen Beziehungen zu seinen ‚Stakeholder‘) **objektiv** bzw. ‚veridikal‘ beschreibt. Als „Produkte unserer Geistestätigkeit“ sind Theorien allenfalls „**nützliche Fiktionen**“, weshalb sich der Wert einer Theorie danach bemisst, wie gut sie sich eignet, um Vorhersagen und praktische Handlungsempfehlungen abzuleiten.

Kritiker unterstellen, dass sich der radikale Konstruktivismus selbst **widerspreche**; denn: Obwohl er einerseits behauptet, dass man keine objektive Erkenntnis gewinnen kann, greift er andererseits auf eben solche Erkenntnisse zurück (z.B. Befunde der Kognitionspsychologie), um seine Theorie zu untermauern. Gegner dieser erkenntnistheoretischen Richtung kritisieren überdies, dass man dem radikalen Konstruktivismus zufolge **keine** wissenschaftlichen Erkenntnisse gewinnen könne, weil die Wirklichkeit nicht direkt wahrnehmbar sei.

1.5.1.3 (Klassischer) Rationalismus

Anhänger des (klassischen) **Rationalismus** vertreten die Auffassung, dass Form und Inhalt aller Erkenntnis nicht auf sinnlicher Erfahrung, sondern auf **Verstand** und **Vernunft** gründen (vgl. z.B. Schülein/Reitze 2005, S.59ff.; Ruß 2004, S.25ff.). Da es keine voraussetzungs- oder theoriefreie Erfahrung gebe, müsse einer Beobachtung stets eine Theorie vorausgehen. Mit anderen Worten: Die Erkenntnis, die ein Betriebswirt aufgrund von Beobachtungen oder Experimenten sammelt, ist nur deshalb möglich, weil sie durch vorhandene Theorien, Hypothesen, Vermutungen bzw. Erwartungen angeregt wurde.

Dieser u.a. in der Logik bestimmende Ansatz basiert konsequent auf der **Deduktion** („vom **Allgemeinen** auf das **Besondere**“): Mit Hilfe der vorhandenen Erkenntnis wird folglich eine andere abgeleitet – und zwar völlig unabhängig von Beobachtungen in der Realität (= Erfahrungen). Besonders bedeutsam ist die **deduktiv-nomologische Erklärungsmethode** – eine spezielle Form der Deduktion (vgl. Lingnau 1995, S.126). Bei diesem Ansatz wird aus

- mindestens einer **nomologischen Aussage** (= Gesetzesaussage) und
- mindestens einer **Randbedingung** (= Antezedenzbedingung)

auf die zu erklärende Beobachtung geschlossen (vgl. Popper 1994, S.31ff.). Gesetzesaussage und Randbedingung werden als **Explanans**, der zu erklärende Sachverhalt als **Explanandum** bezeichnet. Antezedenzbedingung und Explanandum sind singuläre Aussagen, die Gesetzmäßigkeit hingegen ist eine generelle Aussage. Die Sachlage, die der Randbedingung zugrunde liegt, nennt man auch **Ursache**, den Sachverhalt, auf dem das Explanandum basiert, auch **Wirkung**.

Popper (1994, S.451) hat die deduktiv-nomologische Erklärungsmethode u.a. anhand des folgenden Beispiels verdeutlicht:

Gesetzesaussage / nomologische Aussage:	Alle Menschen sind sterblich.	} Explanans
Randbedingung / Antezedenzbedingung:	Sokrates ist ein Mensch.	
Schlussfolgerung:	Sokrates ist sterblich.	Explanandum

Der **konkrete Nutzen** dieser Erklärungsmethode zur Lösung **betriebswirtschaftlicher** Probleme ist allerdings vergleichsweise begrenzt (vgl. Raffée 1989, S.21), da es in den Wirtschaftswissenschaften allgemeingültige Gesetzesaussagen nicht gibt und „vermutlich nie geben wird“ (Schneider 1987, S.583).

1.5.1.4 Empirismus

Vertreter des **Empirismus** sehen in der sinnlichen Wahrnehmung (= Erfahrung) die wichtigste Quelle menschlicher Erkenntnis (vgl. z.B. Schülein/Reitze 2005, S.65ff.; Chalmers 2001, S.35ff.). Demnach ist eine betriebswirtschaftliche Theorie eine Zusammenfassung der durch Beobachtung, Befragung oder Experiment gemachten **Erfahrung**. Diese wiederum sollte möglichst zuverlässig erworben sein.

Der Empirismus (als Gegenbewegung zu dem seit der antiken Wissenschaft bestimmenden Rationalismus) entstand erst in der beginnenden Neuzeit, als man sich bewusst vom Mittelalter (das stark vom christlichen Glauben geprägt war) abwandte. Indem er die Verbindung von Glaube und Wissen auflöste, leitete der Empirismus den Aufschwung der Naturwissenschaften und den **Übergang** vom Mittelalter in die Neuzeit ein. Quelle der Erkenntnis ist nicht mehr die Deduktion, sondern die **Induktion**: Man beobachtet – vorzugsweise mit Hilfe eines Experiments – einzelne Fälle und

schließt dann aus einer endlichen Anzahl an Beobachtungen auf ein zugrunde liegendes Gesetz („**vom Besonderen auf das Allgemeine**“).

Im Gegensatz zu Autoren wie etwa Mellerowicz (1973, S.67ff.), der die Induktion den betriebswirtschaftlichen Methoden subsumierte, lehnt jedoch die Mehrheit der Betriebswirte diesen Weg zur Begründung genereller Aussagen ab: Aus einer endlichen Zahl (singulärer) Beobachtungen, sei sie auch noch so groß, kann man kein allgemeingültiges Gesetz ableiten und dessen Wahrheit begründen (vgl. Chmielewicz 1994, S.89).

„Food for thought“

„Gibt es die lilafarbene Kuh?“ oder „Der fehlerhafte Schluss mit der Induktion“

„Auf einer Zugfahrt durch die Schweiz wacht ein Reisender nur einmal auf und sieht eine lilafarbene Kuh. Welche Erkenntnisse können zulässigerweise aus dieser Beobachtung gewonnen werden? Es ist offensichtlich, daß der allgemeine Satz „alle Kühe haben die Farbe lila“ genauso unzulässig ist wie dieselbe Behauptung mit räumlicher Einschränkung, also „in der Schweiz haben alle Kühe die Farbe lila.“ Doch auch weitere Konkretisierungen führen zu keinen gültigen Schlußfolgerungen.

So ist etwa der Schluß „in der Schweiz gibt es lilafarbene Kühe“ unzulässig, da das Vorhandensein mehrerer Kühe nicht aus der Beobachtung einer einzelnen Kuh folgt. „Während meiner Zugfahrt gab es in der Schweiz lilafarbene Kühe“ bedeutet zwar eine korrekte zeitliche Einschränkung; denn für die Zeit vor und nach der Zugfahrt können keine Aussagen getroffen werden, doch wird die zuvor geäußerte Kritik hiervon nicht berührt. Der einzig zulässige, weil nicht wahrheitserweiternde Schluß liegt in der genauen Wiedergabe des beobachteten Sachverhalts. Doch auch die vermeintlich präzise Aussage „während meiner Bahnfahrt gab es in der Schweiz genau eine lilafarbene Kuh“ ist nicht zulässig, da nicht ausgeschlossen ist, daß es noch mehr lilafarbene Kühe gibt.

Wenn man es ganz genau nimmt, hat der Reisende außerdem lediglich eine Kuh gesehen, die auf der ihm zugewandten Seite lilafarben war. So müßte die Aussage korrekt lauten: „Während meiner Bahnfahrt gab es in der Schweiz mindestens eine Kuh, die auf mindestens einer Seite lilafarben war.“ Diese Aussage stellt keine wahrheitserweiternde Schlußfolgerung mehr dar, sondern beschreibt präzise die Beobachtung. Mit Hilfe von Deskriptionen ist also eine über das Beobachtete hinausgehende Erkenntnisgewinnung nicht möglich.“

Quelle: Lingnau (1995, S.126f.).

Zu den bedeutsamen Weiterentwicklungen des Empirismus bis in das 20. Jahrhundert gehören **Positivismus** und **Neopositivismus**. Beide sind insofern wichtig, als sie – im Gegensatz zum „reinen Empirismus“ – nicht nur die Erfahrung, sondern auch die Existenz menschlichen **Bewusstseins** akzeptieren. Auch Ordnen und Sortieren der Erkenntnisse, Basis für die Entwicklung einer Theoriesprache, gewinnen an Bedeutung (vgl. Behrens 1993, Sp. 4764).

Schlagwort

Positivismus und Neopositivismus

„Im Positivismus des 19. und 20. Jh. werden im wesentlichen wieder Thesen aufgegriffen, die schon von Empiristen formuliert worden sind. In Abgrenzung zum Empirismus wird die Bedeutung der Empfindung und des Bewußtseins stärker gewichtet. Realität ist danach das, was mit den Empfindungen korrespondiert. Erkenntnisse basieren auf dem durch Erfahrung Gegebenen, d.h. auf dem Positiven, das aus Empfindungen entsteht und daher wahrnehmbar und eindeutig ist. Es wird weder nach dem „Wesen“ einer Tatsache noch nach „wirklichen“ Ursachen gefragt. Tatsachen können nur so hingenommen werden, wie sie in den Empfindungen gegeben sind. Jede Form von Metaphysik wird abgelehnt.

Der Neopositivismus entstand in den 20er und 30er Jahren dieses Jh. Seine Entwicklung ist eng mit der Gruppe „Wiener Kreis“ verbunden, zu der u.a. Schlick, Carnap und Neurath gehören. Im Vergleich zum Positivismus erfolgen keine Überlegungen mehr über Empfindungen und Bewußtsein. Man geht von Elementarerlebnissen aus, denen Elementarsätze entsprechen. Sprache erhält daher eine zentrale Bedeutung. Anders ausgedrückt: An die Stelle von psychologischen Fragen treten logische Untersuchungen von Aussagen über die reale Welt. Man nennt diese Richtung daher auch „Logischer Positivismus“ und „Logischer Empirismus“. I.S.d. positivistischen Auffassung werden nur solche Aussagen als wissenschaftliche Aussagen zugelassen, die in sinnlich wahrnehmbare (naturwissenschaftlich beobachtbare) Gegebenheiten übersetzt werden können. Diese Aussagen werden Protokollsätze, Elementarsätze oder auch Beobachtungsaussagen genannt.“

Quelle: Behrens (1993, Sp.4764).

1.5.2 In der Betriebswirtschaftslehre dominierende Ansätze

Mit Blick auf die beiden wichtigsten in Kap. 1.5.1 diskutierten Ansätze lässt sich festhalten: Klassischer Rationalismus und klassischer Empirismus (mit Positivismus und Neopositivismus als Weiterentwicklungen) unterscheiden sich zwar in der Erkenntnisquelle (Vernunft / Deduktion vs. Beobachtung / Induktion) fundamental, weisen aber dennoch gewisse **Gemeinsamkeiten** auf: Beide suchen „nach letzten und sicheren Fundamenten des Wissens“ (Kern 1979, S.16) und sind durchaus optimistisch, dass es grundsätzlich möglich ist, Erkenntnis zu gewinnen. Insgesamt aber lässt sich mit Schmid (1996, S.83) festhalten, dass beide in der Wissenschaftstheorie als überwunden gelten; die „reine Deduktion“ gibt es demnach ebenso wenig wie die „reine Induktion“.

Insbesondere zwei wissenschaftstheoretische Ansätze prägen die heutige Betriebswirtschaftslehre (vgl. Fülbier 2004, S.268; Steinmann/Scherer 2000, S.1056ff.):

- der u.a. von Lorenzen (1974) (Erlanger Schule) vertretene geisteswissenschaftlich geprägte **Konstruktivismus** und
- der **Kritische Rationalismus** (vgl. Popper 1989), der gewissermaßen eine Kombination und Weiterentwicklung von klassischem Rationalismus und Neopositivismus darstellt, und der sich demnach auch aus Elementen von Deduktion und Induktion speist.

Mittlerweile bekennt „sich eine Vielzahl von Forschern in der Betriebswirtschaftslehre, wie etwa Albach, Chmielewicz, Witte oder Schanz – zumindest auf dem Papier – entschieden“ (Schmid 1996, S.84) zum Kritischen Rationalismus. Manche bezeichnen die Betriebswirtschaftslehre deshalb als „**Geisteswissenschaft** mit **naturwissenschaftlichem** Instrumentarium“ – denn der Kritische Rationalismus war zunächst v.a. auf die Naturwissenschaften ausgerichtet. Mit gewissen Unschärfen lässt sich festhalten:

- Der Konstruktivismus bzw. die aus ihm hervorgegangene analytische Wissenschaftstheorie legt das Hauptaugenmerk auf **meta-theoretische** Fragen sowie deren Verbindungen mit der Empirie.
- Der Kritische Rationalismus rückt vorzugsweise **methodologische** Fragen in den Mittelpunkt, z.B. „Wie kann man Theorien formulieren, prüfen bzw. ändern?“.

Für die Betriebswirtschaftslehre ist die hier getroffene Unterscheidung bspw. insofern bedeutsam, als die **Rolle von Theorien** je nach wissenschaftstheoretischer Perspektive ein unterschiedliches Gewicht erhält.

Wissen	Weitere wissenschaftstheoretische Ansätze
--------	---

Neben den hier dargestellten gibt es **zahlreiche weitere** wissenschaftstheoretische Ansätze. Aus verschiedenen Gründen (z.B. vergleichsweise geringe Relevanz für die Betriebswirtschaftslehre) sollen lediglich **einige** von ihnen skizziert werden.

- Der **Sozialkonstruktivismus** geht davon aus, dass wissenschaftliche Erkenntnis nicht unabhängig von der sozialen Situation des Forschers gesehen werden kann. Demnach seien selbst naturwissenschaftliche (vermeintlich objektive) Tatsachen vom sozialen Umfeld des Forschers geprägt (d.h. z.B. von Mitarbeitern, Forschungsinstitut, sozio-geographischem Umfeld usw.).
- Die **marxistische Wissenschaftstheorie** behauptet, dass die jeweils dominierende Ideologie die wissenschaftliche Erkenntnis gleichfalls maßgeblich beeinflusst: Die in der Wissenschaft „herrschende Meinung“ sei demnach auch „Meinung der Herrschenden“. In der wissenschaftstheoretischen Diskussion spielt dieser Ansatz trotz des Zusammenbruchs des Sozialismus noch immer eine nicht unwesentliche Rolle.
- Der **feministischen Wissenschaftstheorie** zufolge ist wissenschaftliche Erkenntnis auch Ausdruck der in einer Gesellschaft vorherrschenden Meinung ü-

ber die Geschlechter, ohne deren kritische Reflektion Wissenschaft zu keinen brauchbaren Ergebnissen komme.

1.5.2.1 Konstruktivismus

Neben dem (stark dominierenden) Kritischen Rationalismus, der sich v.a. auf die (modell-)theoretische Herleitung von Hypothesen und deren Überprüfung an der Realität stützt, bereichern auch Elemente des Konstruktivismus die Betriebswirtschaftslehre (vgl. zum Folgenden u.a. Fülbier 2004, S.268ff.). Trotz desselben Namensbestandteils darf allerdings der Erlanger Konstruktivismus **nicht** mit dem Radikalen Konstruktivismus (als Kritik des naiven Realismus; vgl. Kap. 1.5.1.2) verwechselt werden. Die Erlanger Ausrichtung repräsentiert in erster Linie ein **Wissenschaftsprogramm** bzw. eine wissenschaftstheoretische Schule, die Wissenschaft und Wissenschaftstheorie kritisch betrachtet. Zu den zentralen Aufgaben des Erlanger Konstruktivismus gehört es, eine **intersubjektiv nachvollziehbare Wissenschaftssprache** (z.B. Begriffe, deskriptive / normative Aussagen) zu konstruieren, um sprachliche Missverständnisse zu vermeiden (vgl. Schnell u.a. 2005, S.109). Als Verfahren schlägt er einen Diskurs vor: Wissen entsteht demnach durch **Argumentation** – idealerweise indem die daran beteiligten Experten zu einem übereinstimmenden Ergebnis gelangen. Auf Basis theoretischer Überlegungen und Argumente versucht man, mit Hilfe der Deduktion **Schlussfolgerungen** und **(Tendenz-)Aussagen abzuleiten**. Da allerdings (auch) der Konstruktivismus davon ausgeht, dass

- Menschen i.d.R. keinen (deterministischen) Gesetzmäßigkeiten folgen (im Gegensatz zu naturwissenschaftlichen Phänomenen) und
- ihre Argumentationsleistungen fehlbar sind,

betrachtet er die auf der Deduktion basierenden Aussagen keineswegs als unumstößlich (vgl. u.a. Lorenzen 1974).

Für das wissenschaftliche Arbeiten lässt sich Folgendes festhalten: Wer zur Erkenntnisgewinnung den deduktiven Ansatz zugrunde legt, übernimmt einen **theoretischen Bezugsrahmen** bzw. eine **Theorie**. Mit Blick auf die Grenzen dieses Ansatzes liegt es aber nahe, die Gültigkeit der daraus ableitbaren Aussagen an der Realität zu **prüfen**.

1.5.2.2 Kritischer Rationalismus

(1) Grundgedanke

Menschliche Vernunft ist diesem Ansatz zufolge grundsätzlich fehlbar (= „**Fallibilismus**“), weshalb die Ergebnisse rationalistischer Begründung auch

nicht unumstößlich sind (vgl. z.B. Schülein/Reitze 2005, S.149ff.; Chalmers 2001, S.51ff.). Da sich Wissen als fehlerhaft erweisen kann, ist es nur **vorläufig**. Wie Popper (1994), der bedeutendste Vertreter des Kritischen Rationalismus, bildhaft erklärt, kann man aus dem Umstand, dass bislang nur weiße Schwäne zu beobachten waren, keineswegs die Aussage „Alle Schwäne sind weiß.“ ableiten. S.E. ist die Induktion für die Sozialwissenschaften **ungeeignet**: Aus Beobachtungen oder Experimenten (= induktiv) kann man keine generalisierbaren Aussagen bzw. Gesetzmäßigkeiten ableiten.

Der Umstand, dass sich eine Aussage niemals sicher bestätigen lässt (= **Verifikation**) und es folglich nicht möglich sein wird, „die“ Wahrheit zu finden, ist für Popper (1994) jedoch kein Anlass zu Pessimismus, da „wir von unseren Fehlern lernen“ (Popper 1994, S.XXV) und uns der Wahrheit zumindest annähern können. Ziel eines Wissenschaftlers muss es aber in jedem Fall sein, unablässig nach **Wahrheit** zu **suchen** (vgl. Popper 1994, S.225) und – falls sich eine Aussage als fehlerhaft erweist (= **Falsifikation**) – geeignete Maßnahmen zu deren Korrektur einzuleiten (= **methodischer Rationalismus**). Idealerweise sucht man zu diesem Zweck nach Hypothesen, die

- dem „**Popper-Kriterium** der Falsifizierbarkeit“ entsprechen und
- einer logischen Prüfung auf **Widerspruchsfreiheit** standhalten.

Ersteres bedeutet, dass die Aussagen so zu formulieren sind, dass sie an der Realität **scheitern können**, d.h. man muss die Hypothesen durch beobachtbare Sachverhalte (= empirisch) überprüfen – und widerlegen (= falsifizieren) können. Hierin zeigt sich im Übrigen der Einfluss des Neopositivismus auf den Kritischen Rationalismus. Wenn es nicht gelingt, sie empirisch zu widerlegen, so gilt die Hypothese bzw. die darauf aufbauende Theorie **vorläufig** als bestätigt.

Schlagwort

„Kritischer Rationalismus“

Die Bezeichnung dieser insbesondere von Albert (1975) und Popper (1969) begründeten wissenschaftstheoretischen Richtung lässt sich folgendermaßen erklären:

- Der Begriff „**Rationalismus**“ betont die Bedeutung des theoretischen Denkens und grenzt diese Richtung damit von Empirismus und (Neo-)Positivismus ab.
- „**Kritisch**“ weist darauf hin, dass es wichtig ist, Aussagen durch Falsifikation empirisch in Frage zu stellen bzw. zu kritisieren.

Quelle: Behrens (1993, Sp.4765).

Die auf den ersten Blick überraschende Forderung nach Falsifizierbarkeit ist durchaus plausibel; denn nicht falsifizierbare Problemlösungen können nie an der Realität scheitern und wären deshalb wertlos. Umgekehrt gewinnt eine

Aussage mit zunehmendem **Falsifizierbarkeitsgrad** (= je eher sie an der Realität scheitern kann) an Wert. Ein Beispiel verdeutlicht den Sachverhalt.

- Die Aussage „Unternehmen, die 10% ihres Jahresumsatzes in Forschung & Entwicklung (F&E) investieren, erwirtschaften einen im Vergleich zu ihren Wettbewerbern überdurchschnittlich hohen Gewinn oder auch nicht“ kann zwar an der Realität geprüft werden, aber nicht an ihr scheitern. Sie ist folglich **wertlos**.
- Beschränkt man die Aussage indessen auf „Unternehmen, die 10% ihres Jahresumsatzes in F&E investieren, erwirtschaften einen im Vergleich zu ihren Wettbewerbern überdurchschnittlich hohen Gewinn“, so hat sie an **Wert** gewonnen, da die Aussage an der Realität scheitern kann.
- Präzisiert man die Aussage weiter (z.B. „Unternehmen, die 10% ihres Jahresumsatzes in F&E investieren, erwirtschaften einen im Vergleich zu ihren Wettbewerbern 25% höheren Gewinn“), so nimmt einerseits der **Informationsgehalt** zu, während andererseits die Wahrscheinlichkeit wächst, dass sich die Aussage als falsch erweist, d.h. falsifiziert wird.

(2) Vorgehensweise

Dem Kritischen Rationalismus zufolge vollzieht sich Erkenntnisgewinnung in wissenschaftlichen Arbeiten in folgenden **Schritten** (vgl. Popper 1989):

1. Für einen erklärungsbedürftigen **Kausalzusammenhang**, d.h. ein in der Realität beobachtetes Problem, formuliert man Lösungsvorschläge in Gestalt von Hypothesen (zur Entstehung von Hypothesen vgl. Kap. 2.3).
2. Durch empirische **Tests** werden dann ggf. einige Hypothesen falsifiziert und damit eliminiert.

Ziel dieser Vorgehensweise ist es, durch das ständige **Bilden** und **Eliminieren** von Hypothesen Gesetzaussagen zu finden, die sich in der Realität bewährt haben (= „nomologische Hypothesen“).

1.5.2.3 Kritischer Rationalismus oder Konstruktivismus?

Angesichts der wissenschaftlichen Methodenvielfalt und des wissenschaftstheoretischen **Potentials** beider Ansätze wäre es verkehrt, wenn man sich ausschließlich auf die vom Kritischen Rationalismus dominierte Forschung beschränkte (vgl. Fülbi 2004, S.269). Auch stößt, wie das folgende Beispiel belegt, die empirische Forschung an ihre Grenzen.

„Food for thought“

**Praxisorientierung in der Betriebswirtschaftslehre:
Schwachstellen des Kritischen Rationalismus**

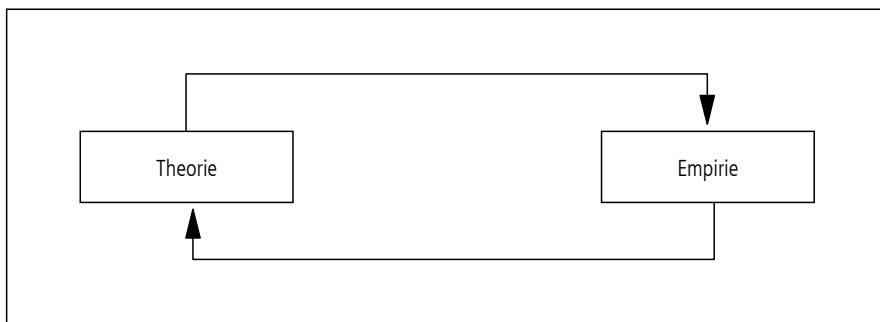
„Gegen diese idealisierte Vorgehensweise gibt es eine Reihe von Einwänden. Der erste betrifft die Praxis der Forschung: Praxisorientierte Forschung in der Be-

triebswirtschaftslehre [...] ist zumeist nicht mit einer empirischen Evaluation der jeweils aufgezeigten Handlungskonsequenzen verbunden. Ein weiterer Einwand ergibt sich aus der Betrachtung tatsächlich durchgeführter empirischer Untersuchungen, deren erkenntnisfördernde Wirkung seit langem bezweifelt wird, weil sie sich zumeist auf eine stark vereinfachte Abbildung der Wirklichkeit konzentrieren (vgl. Frank 1997). Hinter diesen Einwänden verbirgt sich der Verdacht, dass das vom Kritischen Rationalismus vorgeschlagene Vorgehen nicht umsetzbar ist: Die empirische Überprüfung der Konsequenzen alternativer Handlungsoptionen ist nicht nur mit dem Problem konfrontiert, die jeweils untersuchten Wirkungszusammenhänge zu isolieren. Darüber hinaus ist an den Aufwand solcher Verfahren zu denken, der eine umfassende Untersuchung sämtlicher Handlungsalternativen i.d.R. verbietet. Aus der Sicht der Praxis ist die u.U. beträchtliche zeitliche Dauer solcher Untersuchungen auch kaum hinnehmbar: Bis eine differenzierte Evaluation vorliegt, mögen die jeweils analysierten Handlungsoptionen ihren Reiz verloren haben.“

Quelle: Frank (2003, S.283).

Insgesamt lässt sich konstatieren, dass in der Betriebswirtschaftslehre Theorie und Empirie nicht ohne einander auskommen, ja sich gegenseitig bedingen (vgl. Abb. 7). So kann man aus einer Theorie bzw. einem theoretischen Gerüst Hypothesen ableiten, welche anschließend empirisch überprüft werden. Ebenso ist denkbar, dass ein empirisches Problem den Anstoß für die Entwicklung neuer Theorien liefert. Theorie und Empirie sind demnach eng miteinander **verwoben**, ja sogar **gleichwertig**: Barwise (1995, S.G32) formulierte deren enge Beziehung bildhaft, indem er sie als „**rechten und linken Fuß**“ beschrieb.

Abb. 7: Zusammenspiel von Theorie und Empirie



Quelle: eigene Darstellung auf der Basis von Marr (1983, S.31).

Wissenschaftstheorie und wissenschaftliches Arbeiten

Eine Einführung für Wirtschaftswissenschaftler

Kornmeier, M.

2007, XIV, 225 S. 54 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-7908-1918-2

A product of Physica-Verlag Heidelberg